

## Rezensionen

Michael ALEXANDER, *Medievalism. The Middle Ages in Modern England*. New Haven, Yale University Press 2007. XXVIII, 306 S., Abb.

„Medievalism“ ist ein Thema, das nicht erst seit gestern das Interesse eines akademischen wie auch breiteren Publikums geweckt hat. Zwar wurde „die“ Standardmonographie noch nicht geschrieben, aber es gibt eine Reihe von Studien, die sich dem Phänomen der Mittelalterrezeption widmen. Nebst dem Klassiker von A. Chandler (*A Dream of Order*, 1971) seien vor allem die neueren Studien von R. Sweet (*Antiquaries*, 2004), J.M. Ganim (*Medievalism and Orientalism*, 2005) und V. Groebner (*Das Mittelalter hört nicht auf*, 2008) erwähnt. Alexander ist mit den Arbeiten seiner Vorgänger durchaus bekannt – hat sie „gewogen“ und anscheinend für „zu leicht“ befunden. Auf jeden Fall weist er in seiner Einführung (XXI) darauf hin, dass seine Studie die erste monographische Untersuchung des Phänomens in seinen sozialen, politischen, religiösen, architektonischen und künstlerischen Dimensionen darstellt, wie sie sich in der Literatur finden. Das Buch liegt dann auch schwer in der Hand – auf 306 reich illustrierten Seiten versucht Alexander, dem komplexen Thema gerecht zu werden.

Die Bandbreite der behandelten Personen und Themen ist beeindruckend. Ausgehend von Thomas Percys ‚*Reliques of Ancient English Poetry*‘ (1765) legt Alexander die Neuentdeckung des gotischen Mittelalters durch Dichter wie Thomas Gray (1716–71) (‚*The Bard*‘), Horace Walpole (1717–97) (‚*The Castle of Otranto*‘), oder James Macpherson (1736–96) (‚*Fragments*‘) dar und bespricht Walter Scotts (1771–1832) historisierende Romanze ‚*Ivanhoe*‘ sowie seine heutzutage weniger bekannten epischen Gedichte. Mit Augustus Welby Pugin (1812–52), dem hauptverantwortlichen Architekten des neuen Parlamentsgebäudes in Westminster, wird die gotisierende Baukunst vorgestellt, die sich im

Verlaufe des 19. Jh. von einer marginalisierten Form zum städtebaulichen Standard entwickelte. Während sich Alexander relativ ausführlich dem architektonischen Schaffen Pugins widmet, geht er auf dessen Schriften nicht ein – was sich für einen Brückenschlag zwischen den Disziplinen angeboten hätte.

Die Werke von Thomas Carlyle (1795–1881), John Ruskin (1819–1900) und John Henry Newman (1801–1900) nimmt Alexander zum Anlass, die sozialpolitische Dimension des Phänomens „Medievalism“ ins Blickfeld zu rücken. Mit Alfred Lord Tennyson (1809–92) und den Prä-Raffaeliten werden die wohl wichtigsten Vertreter der viktorianischen Dicht- und bildenden Kunst behandelt, die für die gesamte spätere Mittelalterrezeption von zentraler Bedeutung sind. Die farbenprächtigen Bilder der Prä-Raffaeliten, die die im protestantisch-bildfeindlichen England verlorengegangene Tradition des katholisch-christlichen religiösen Codes wieder einführen, bewirkten einen *visual turn*, der das populäre Bild des Mittelalters oftmals bis in die heutige Zeit bestimmt. Alexander dokumentiert in diesem Zusammenhang sehr anschaulich, wie die verstärkte Hinwendung zur darstellenden Kunst die in England bisher durch die Literatur dominierte Kultur ergänzt und bereichert.

Die bereits durch Carlyle und Ruskin begonnenen Entwicklungen werden durch Ford Madox Brown (1821–93), William Morris (1834–96), F.D. Maurice (1805–72), Gerard Manley Hopkins (1844–89) und andere fortgeführt. Alexander ist bemüht zu zeigen, wie diese Autoren, Künstler und *craftsmen* durch eine Wiederbelebung mittelalterlicher Handwerks- und Kunsttraditionen die Bedingungen der Arbeiterschaft zu verbessern suchten. Dieses Revival mit sozialpolitischem bzw. historischem Fokus verliert nach 1850 an Bedeutung, und für zahlreiche Künstler (wie z. B. Whistler, Burne-Jones, Beardsley) ist das Mittelalter nur mehr ein sehr vages Konzept, das nicht mehr eine Verankerung in der histo-

rischen Wirklichkeit voraussetzt. So illustriert Alexander anhand der Malerei, wie ein träumerischer Symbolismus den älteren, klar interpretierbaren Stil ablöst. Des Weiteren wird das Mittelalter zwar ein fest akzeptierter Bestandteil in der akademischen Forschung und Lehre, gleichzeitig verliert die Mittelalterrezeption ab 1900 jedoch viel von ihrem sozialpolitischen Charakter und wird zu einem Stil unter vielen. Als Haupttraditionslinie für die breitenwirksame Tradierung mittelalterlicher Topoi scheint sich die Rezeptionsachse Malory – Tennyson – (Andrew) Lang zu etablieren. Mittelalterliche Motive (oftmals in neuem Zusammenhang) finden sich einerseits bei Modernisten wie Eliot, Yeats oder Pound, andererseits auch verstärkt in der Jugend- und Kinderliteratur.

Nach der Lektüre dieser lesenswerten Studie weiß der Leser sicher wesentlich mehr über das Phänomen der Mittelalterrezeption in England seit den 1760er Jahren – aber ganz so umfassend wie angekündigt ist die Monographie doch nicht. Der Hauptgrund hierfür liegt in Michael Alexanders literarischer Ausrichtung. Als Emeritus des Lehrstuhls für englische Literatur an der Universität von St. Andrews (und als Verfasser einer englischen Literaturgeschichte) ist ihm das literarische Hemd näher als der architektonische Rock oder der malerische Mantel. Überdies gewinnt man den Eindruck, dass Alexanders Stärken (als Mediävist) in der mittelalterlichen Literatur selbst und in deren (relativ) unmittelbarer Rezeption im späten 18. und im 19. Jh. liegen. Die Darstellung der Mittelalterrezeption nach 1900 erscheint im Vergleich eher kraftlos. Dies kann allerdings auch der Natur des untersuchten Objekts angelastet werden.

Insgesamt ist die handwerkliche Qualität des Buches überaus hoch; der Text ohne Tippfehler, auch wenn die eine oder andere Bildunterschrift nicht ganz korrekt sein dürfte (siehe z. B. Illustration 64). Akzeptiert man die subjektive Komponente in Schwerpunktsetzung und Auswahl, dann ist dieses schön produzierte und in ansprechendem Stil geschriebene Buch eine sichere Empfehlung für

alle am englischen Mittelalter und dessen „Nachleben“ interessierten Leser.

*Thomas Honegger, Jena*

Gerd ALTHOFF u. Barbara STOLLBERG-RILINGER (Hgg.), Spektakel der Macht. Rituale im Alten Europa 800–1800. Ausstellungskatalog. Darmstadt, Primus Verlag 2008. 256 S., Abb.

Sonderforschungsbereiche stehen häufig in dem Ruf, mehr oder minder große Elfenbeintürme zu sein, in denen junge Wissenschaftler ihre Forschungsergebnisse hinter sperrigen Fremdwortgebilden verbergen, deren Decodierung oft nur noch Insidern möglich ist, die aus demselben Wissenschaftskreis kommen. Der SFB „Symbolische Kommunikation und gesellschaftliche Wertesysteme vom Mittelalter bis zur Französischen Revolution“ hat jetzt einen mutigen Schritt gewagt, genauer, mehrere Teilschritte: Er hat seine thematisch und zeitlich weit gesteckten Forschungen gebündelt und auf den Punkt gebracht. Er hat versucht, die Ergebnisse seiner Quellenforschungen in Form einer großen Ausstellung zu visualisieren; er ging das Wagnis ein, sie anhand von 250 Exponaten im Kulturhistorischen Museum Magdeburg zu präsentieren. Und als drittes hat er – in Kooperation mit der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft – eine ansprechend gestaltete Publikation auf den Markt gebracht, welche die Ergebnisse der Ausstellung dokumentiert und – das erscheint noch viel wichtiger – es auch dem Interessierten, der den Weg nicht nach Magdeburg geschafft hat, erlaubt, sich ein Bild von der Arbeit im Münsteraner SFB 600 zu machen. Ergänzend kann auch noch die Homepage des SFB und der Ausstellung (mit Pressedokumentation) herangezogen werden.

Ein Vorwort der Herausgeber nimmt Kritiker an dem heute eher negativ konnotierten Begriff des Spektakels den Wind aus den Segeln und unterstreicht die Bedeutung von Ritualen in der europäischen Vormoderne. Neun Essays machen dies dann für zentrale Politikbereiche deutlich, wobei stets der Zeitraumen,

der vom Mittelalter bis zur Französischen Revolution reicht, beachtet wird. Gerd ALTHOFF und Barbara STOLLBERG-RILINGER leiten die Beiträge ein, es werden Kaiserkrönungen, Bischofswahlen und Bischofsweihen, Ratswahlen und akademische Rituale behandelt. Die Ritualität in Kunst und Musik wird angesprochen, das Verhältnis von Ritualen und Schriftlichkeit diskutiert, Friedens- und Bedrohungsszenarien untersucht und in einem Abschlussessay die Rolle und die Kontinuität von Ritualen im 19./20. Jh. deutlich gemacht. Alle Beiträge sind knapp und präzise geschrieben sowie anschaulich illustriert, sie stammen von Kennern der Materie, fassen deren oft jahrzehntelangen Arbeiten zusammen, in denen man sich dann weiter informieren kann.

Dann folgen die Katalognummern, die in fünf Sektionen gegliedert sind: Den Anfang macht ein umfangreicher Teil über die Rituale der Einsetzung, der sich an der Gliederung der Einleitungssessays orientiert und eine Fülle von Objekten unterschiedlichster Gattungen und Zeitstufen zu Königen, Bischöfen, Ratsherren und Akademikern präsentiert. Geschickt wird zwischen frühen und späten, großen und kleinen, Gesamtabbildungen und Detailausschnitten abgewechselt. Die nächste Sektion leitet Gerd ALTHOFF mit Vorbemerkungen zum Grundvokabular (Knien, Küssen, Thronen, Schwören) ein. Es folgen verkehrte Rituale, Parodie, Satire und Kritik sowie eine Abteilung über die Funktionen von Ritualen und ihren Wandel. Den Abschluss bildet eine thematisch etwas aus dem Rahmen fallende Sektion über Inszenierungen in der Französischen Revolution zwischen Tradition und Moderne.

Es wäre kleinkariert, an dem Katalog Kritik zu üben, etwa weil die Literaturangaben zu „Kaiser Heinrichs Romfahrt“ divergieren und auf S. 181 bzw. 187 sich die gleiche „Dornenkrönung“ mit verschiedenen Besitzangaben sowie einer Lokalisierung des Kölner Malers an den „Niederrhein“ befindet. Auch über die Zentrierung auf das Reich, die Frage der Berücksichtigung von Frankreich und dem Papsttum könnte man streiten, ebenso über die Konzeption des isolierten Schlusskapitels.

Aber das würde dem Unternehmen nicht gerecht. Die Herausgeber wollten ihre Forschungen in einer Ausstellung anschaulich präsentieren und sie in einem Handbuch auch einem breiteren Publikum zugänglich machen. Das ist ihnen gelungen.

*Wolfgang Schmid, Trier*

[Arnold von Harff.] Rom – Jerusalem – Santiago. Das Pilgertagebuch des Ritters Arnold von Harff (1496–1498). Nach dem Text der Ausgabe von Eberhard von Groote übers., komm. u. eingel. v. Helmut BRALL-TUCHEL u. Folker REICHERT, mit den Abbildungen der Handschrift 268 der Benediktinerabtei Maria Laach. Köln u. a., Böhlau 2007. 279 S., Abb.

Glaubte man Harff aufs Wort, dann hätte der 25-jährige Ritterspross in nur 23 Monaten die drei bedeutendsten Wallfahrtsorte der Christenheit besucht und dabei noch Indien und Ostafrika bereist. Er wäre von Köln aus im Winter über die Alpen nach Venedig und weiter über Florenz nach Rom geritten und von dort Anfang April 1497 über Rimini und Ravenna wieder zurück in die Lagenenstadt gekommen, nicht um wie üblicherweise eine der venezianischen Pilgergaleeren ins Heilige Land, sondern am 5. Februar (!) ein Handelsschiff nach Alexandria in Ägypten zu nehmen. Nach längerem Aufenthalt in Kairo wäre er dann im Juli zum Katharinenkloster auf der Sinai-Halbinsel aufgebrochen, von dort mit der Karawane eines indischen Gesandten nach Mekka gezogen, um u. a. das Grab Mohammeds zu sehen, und weiter ins Königreich Saba im heutigen Jemen. Danach hätte er zu Schiff die sagenhafte Fraueninsel und die Magnetberge passiert, schließlich Ceylon (Sri Lanka) erreicht und im indischen Mailapur das Grab des Apostels Thomas besucht. Darauf hätte er sich wieder westwärts gewandt, Madagaskar und Ostafrika angesteuert und in den Mondbergen die Quellen des Nils gefunden, um auf diesem nach Kairo zu gelangen, am 2. November nach Jerusalem zu ziehen, dieses auch trotz dreiwöchiger Inhaftierung in

Gazara zu erreichen und auf dem Landweg über Damaskus, Beirut, Aleppo, Antiochia und Konstantinopel nach Venedig zurückzukehren. Von hier hätte er sich durch die Po-Ebene nach Mailand und über Turin, Grenoble, Nîmes, Toulouse, Pamplona und Burgos nach Santiago de Compostela begeben. Danach hätte er ein ganzes Stück weit denselben Weg zurück genommen und wäre über Bordeaux, Nantes, Mont-St-Michel, Paris und Brüssel nach Köln heimgeritten.

Teile dieses außergewöhnlichen Reiseberichts sind längst als Phantasieprodukte entlarvt; andere beruhen auf älteren Darstellungen und erscheinen ebenso wenig authentisch, so dass die Reise insgesamt mit gehörigen Zweifeln behaftet bleibt.

Der Bericht wurde erstmals 1860 durch von Groote publiziert, 1946 erschien er in englischer Übersetzung. Eine wissenschaftliche Edition fehlt nach wie vor. Auch die hier anzuzeigende Veröffentlichung will sie nicht bieten. Ihr Verdienst liegt darin, dass sie den niederdeutschen Text in gefälligem Hochdeutsch präsentiert, da man „in Anbetracht der sprach-, bildungs- und gesellschaftsgeschichtlichen Veränderungen [...] heute [...] kaum mehr davon ausgehen (kann), dass Arnolds Reisetagebuch in seiner sprachlichen Originalgestalt ein regionales Publikum und potentielle Leser noch erreicht“ (18). Immerhin verdankt man demselben Publico die bemerkenswert reichhaltige, durchgängig farbige Bebilderung, wiewohl leider auch das etwas bemühte Layout, die entstellenden Kapitel- und Unterkapitelüberschriften und den sperrigen Buchtitel, der künftig zitiert sein will. Die Einleitung (7–21) bietet eine Zusammenfassung der Reise (soweit es den Orientteil betrifft), eine Würdigung des Autors und seiner Darstellungsweise sowie den Stand der Harff-Forschung, über den die Bibliographie (22–25) weiter informiert.

Als kleines Manko empfindet nicht nur der gegenwärtig sprach- und bildungslimitierte Leser die Zurückhaltung der Herausgeber, durch vermehrte Anmerkungen Verständnishilfe zu leisten bzw. dieselben ein wenig lehrrei-

cher zu gestalten. Was z. B. Harffs arabische *mokari* angeht, die er selbst als *esele verhurer*, „Eselverleiher“, erklärte, hätte man in Anm. 208 vielleicht nicht einen Vergleich mit „ital. *muccaro* (Eseltreiber)“ erwartet, zumal sich *muccaro* von ital. *mucca*, „Kuh“, herleitet, sondern mit *mukâri*, dem arabischen Wort für „Verleiher“. Dass man nicht sämtliche von Harff erwähnten Orte im Register findet, vermag die Freude, die das hübsche Buch bereitet, nicht zu schmälern.

*Ekkehart Rotter, Frankfurt a. M.*

Michael Peter BACHMANN, Die Heilige Christina von Bolsena. Eine antike Märtyrerin als typische Vertreterin einer ausgegrenzten Gruppe? (Quaderni di Hagiographica 6). Florenz, SISMEL 2008. XXXIX, 72 S.

Der hier edierte Text ist nichts für zart besaitete Leser. Mit großer Lust am Detail werden die diversen Qualen der Heiligen Christina geschildert, bevor sie schließlich die verdiente Krone des Martyriums empfangen darf. Es handelt sich um ein Versepos des 13. Jh. (BHL 1759d), das hier zum ersten Mal im Druck vorgelegt wird (eine vorläufige Edition von N. SCHULZ für den Gebrauch in der Schule war 2007 vorausgegangen – man kann sich den Text als Schullektüre nur mit Mühe vorstellen). Der Text ist von Drogo de Altovillari verfasst und König Ludwig IX., dem Heiligen gewidmet. Drogo war Kanoniker (bzw. später *scholasticus*) in Reims und an hagiographischen Stoffen interessiert (XVII f.). Für den Text gibt es zwei handschriftliche Zeugen (Autographen?), beide bis heute am Ort der Abfassung befindlich (nämlich Reims, Bibl. mun. ms. 1271 und 1274). Die Handschriften bieten den Text in zwei geringfügig verschiedenen Versionen (XXXVIII) – offenbar handelt es sich um eine Überarbeitung durch den Autor selbst. Der Editor folgt generell der jüngeren Handschrift (also der Version letzter Hand) und entscheidet sich nur in begründeten Sonderfällen für die ältere (hauptsächlich, wenn der Autor beim Abschreiben des eige-

nen Textes Fehler gemacht hat). Aus vermutlich eher technischen Gründen werden sämtliche Apparate (Textkritik, Similia, Kommentierendes) in einen zusammengefasst, nämlich als Fußnoten. Das ist nicht schön, aber angesichts der geringen Informationsmenge gerade noch tragbar.

Dass der Inhalt nicht durch eine eigentliche Übersetzung erschlossen wird, sondern durch eine recht ausführliche Zusammenfassung (XIX–XXVI), war gewiss eine gute Entscheidung. Die Eigenart und Schönheit der Sprache wäre durch eine Übersetzung ohnehin nicht einzufangen gewesen, und die schnelle Orientierung im Text ist auf diese Weise ebenso gut möglich, wenn nicht noch einfacher. Weiterhin wird der Text durch gute und sehr nützliche Bemerkungen zu Form und Stil (XXVI–XXIX) erschlossen. Man würde wünschen, dass Ähnliches auch zur historischen Einordnung geschehen möge; die Auflistung ähnlicher hagiographischer Motive (XXX–XXXVII) ist allenfalls ein erster Schritt dazu.

In mehrfacher Hinsicht irreführend ist indes der Titel der Publikation. Zunächst der Haupttitel: Um welche Christina handelt es sich eigentlich? Das Buch geht mit der größten Selbstverständlichkeit von Christina von Bolsena aus, doch wird der Ort Bolsena im Text nirgends genannt. Tatsächlich stellt sich der Autor seine Heldin keineswegs in dem Pilgerort in Mittelitalien vor, sondern in Tyros am Meer (Vers 33: *Nata fuit Tyri*). Falls er damit überhaupt konkrete geographische Vorstellungen verband, dann doch am ehesten die des bekannten Tyros in Palästina. Mit anderen Worten: der Text gehört eindeutig in den Strang der hagiographischen Ost-Tradition, von Haus aus in griechischer Sprache, die erst sekundär mit der westlichen Lokaltradition von Bolsena in Verbindung gebracht wurde. Es ist erstaunlich, dass der Text von dieser Krasis noch nichts weiß – erst der moderne Editor bringt das ins Spiel, wenn er etwa von Versuchen berichtet, einen Ort Tyr(os) in Mittelitalien zu postulieren (XVII und 6, Anm. 42). Diese Versuche sind ohne jeden Anhalt in der geographischen Realität und –

wichtiger noch – auch ohne Anhalt im hier edierten Text. Der Verfasser stellt sich die Szenerie am Meer vor: Dort soll Christina ertränkt werden (Verse 310–319, 339, 351, 372 f.), und wenn der Editor in seiner Zusammenfassung immer wieder von einem See spricht, so trägt er unberechtigt (und vermutlich unbewusst) den Stoff der Bolsena-Tradition in diese Legende ein. Wenn man den Text auf seine Quellen untersuchte (ein lohnendes und wichtiges Unternehmen, von dem man wünschen mag, dass es bald in Angriff genommen werde, hier nur knapp: 35), sollte man diesem Sachverhalt Rechnung tragen.

Irreführend ist auch der Untertitel. Statt erkennen zu lassen, dass es sich um die Edition eines hochmittelalterlichen Textes handelt, wird hier ungebrochen ein Versatzstück aus der Antragsrhetorik eines deutschen Sonderforschungsbereichs geboten, ebenso zu Beginn des Buches, wenn auch glücklicherweise nur auf den ersten drei Seiten (XV–XVII). Ob das Phänomen des Martyriums im 3. Jh. sich wirklich primär als Ausgrenzungsakt verstehen lässt und ob die Allerwelts-Schlagworte des genannten Drittmittelprojekts („Identitäten und Alteritäten“) überhaupt zum Verständnis von Verfolgung und Martyrium in der Kaiserzeit beitragen, mag man diskutieren. Glücklicherweise trägt es für den hier edierten Text nicht viel aus: gibt er doch weniger Auskunft über die Kirchengeschichte in diokletianischer Zeit als vielmehr über die Frömmigkeit und nicht zuletzt die poetische Sprache und Phantasie des 13. Jh.

*Martin Wallraff, Basel*

Bartholomaeus Anglicus, *De proprietatibus rerum*. Bd. 1: Libri I–IV. Hrsg. v. Baudouin van den ABEELE (*De diversis artibus* 78 N. S. 41). Turnhout, Brepols 2007. X, 242 S.; Bd. 6: Liber XVII. Hrsg. v. Iolanda VENTURA (*De diversis artibus* 79 N. S. 42). Turnhout, Brepols 2007. XLIX, 262 S.

In den letzten Jahrzehnten hat sich die Reflexion über die Enzyklopädie im Mittelalter zu

einem eigenen Gebiet der interdisziplinären Forschung entwickelt. Es besteht wohl kein Zweifel, dass der Impuls dafür aus der medialen Revolution, die wir erleben, hervorgegangen ist. In diesem Zusammenhang stellt sich die Frage nicht nur nach den Beziehungen zwischen Wissen und Information, sondern auch nach den historischen Wurzeln der Wissensvermittlung, gerade im Mittelalter. Wichtige Studien, im deutschsprachigen Bereich etwa von A. Borst, H. Meyer und Ch. Meier-Staubach, haben einen neuen Blick auf eine bis dahin als ziemlich verstaubt geltende Textsorte und ihre Geschichte geworfen. Aber die Forschung der mittelalterlichen Enzyklopädie leidet nach wie vor unter einer unerfreulichen editorischen Situation. Von den wichtigsten mittelalterlichen Enzyklopädiën existieren nach wie vor keine kritischen Ausgaben. Eine Neu-edition der verbreiteten Enzyklopädie „Über die Eigenschaften der Dinge“ des Bartholomaeus Anglicus OFM († nach 1250) ist seit langem ein Desiderat. Forscher sind bis zum heutigen Tag gezwungen, auf Handschriften oder auf den Nachdruck einer 1601 in Frankfurt erschienenen Ausgabe zurückzugreifen. Nun hat eine internationale Gruppe von anerkannten Mediävisten dieses verdienstvolle Projekt in Angriff genommen. Inzwischen liegen zwei Bände vor: Bd. 1 umfasst eine allgemeine Einführung zu Autor und Werk (3–34) durch van den Abeele, der schon 2005 einen gewichtigen Sammelband zu Bartholomaeus herausgegeben hat, sowie die von unterschiedlichen Forschern besorgten Editionen des Prohemiums (hg. v. H. MEYER, 45–53) und der ersten vier der insgesamt 19 Bücher der Enzyklopädie, die Gott (Liber I, hg. v. M. W. TWOMEY, 57–63), den Engeln (Liber II, hg. v. B. ROLING, 83–133), der Seele (Liber III, hg. v. R. J. LONG, 135–188) und dem Körper (Liber IV, ders., 189–242) gewidmet sind. Der von Ventura vorgelegte 6. Band enthält das lange 17. Buch über die Botanik. Die Edition wurde auf der Grundlage von fünf ausgewählten Handschriften (beschrieben 23–30) eingerichtet (die Überlieferung umfasst insgesamt um die 200 Handschriften). Sie bietet einen präzisen Quellenapparat, was in einem Genre wie der Enzy-

klopädik, das in großem Umfang tradiertes Wissen verarbeitet, von besonderer Bedeutung ist. Hervorzuheben ist ferner die Aufmerksamkeit, welche die Herausgeber den Glossen widmeten: So ist in den meisten älteren Handschriften ein im vierten Buch einsetzendes Corpus von 10300 Anmerkungen für Prediger überliefert, das möglicherweise auf Bartholomaeus selbst zurückgeht und in den Frankfurter Druck nicht aufgenommen wurde. Auch heute ist es noch nicht selbstverständlich, dass Forscher solche Glossen als integralen Bestandteil mittelalterlicher Literatur verstehen. Umso lobenswerter ist es, dass sie (ab Bd. 1, 224) nicht nur mitediert, sondern auch mit einem eigenen Apparat versehen wurden.

All das macht diese neue Ausgabe des Bartholomaeus Anglicus zu einem lohnenswerten Projekt. Es wäre noch besser geworden, wenn man die Arbeit der Beteiligten besser koordiniert hätte. So hat jeder Abschnitt im ersten Band einen eigenen *conspectus fontium et abbreviationum*, obwohl schon allein aufgrund der zahlreichen Überschneidungen eine umfassende Version für den ganzen Band nahegelegen wäre. Problematischer ist allerdings, dass auch die Apparate davon betroffen sind. Die Abkürzungen sind nicht immer identisch, und die Apparate sind z. T. schwer verständlich oder unnötig umständlich (z. B. 116: *exemplum] nihil habet E*, wahrscheinlich für *deest*). Und wenn nicht alles täuscht, ging die Verantwortung der Herausgeber soweit, für die *constitutio textus* jeweils eigene Kriterien zugrunde zu legen, wodurch man die Buntheit der Apparate erklären kann, in denen Spreu und Weizen nicht getrennt wurden. Problematisch ist auch die Verwendung der jeweils eigenen Muttersprache in den *apparatus fontium*, wodurch sich diese untereinander, aber auch von den stets lateinischen Variantenapparaten unterscheiden. Statt auf Englisch, Deutsch und Italienisch zurückzugreifen, wäre eine lateinische Version konsequenter gewesen. Das alles betrifft nicht die Qualität der Edition an sich, erweckt aber den störenden Eindruck von Heterogenität. Es besteht indes kein Zweifel, dass dieses Unternehmen einen

für die Gesamtmediävistik wichtigen Beitrag zur Erschließung der mittelalterlichen Enzyklopädie darstellt, zumal wenn es binnen überschaubarer Frist den gesamten Text des Bartholomaeus Anglicus der Forschung zur Verfügung stellen wird.

Michele C. Ferrari und Bernhard Hollick,  
Erlangen

Robert BARTLETT, *The Natural and the Supernatural in the Middle Ages* (The Wiles Lectures Given at the Queen’s University of Belfast, 2006). Cambridge, Cambridge University Press 2008. X, 170 S.

Das neue Buch des Historikers Robert Bartlett, Professor an der schottischen University of St Andrews, ist der Wahrnehmung der Kategorien des Natürlichen und des Übernatürlichen durch die Menschen des Mittelalters gewidmet. Die Publikation ist aus einer Serie von öffentlichen Vorlesungen an der Queen’s University in Belfast entstanden, den Wiles Lectures, die rezente Forschungen und neue Fragestellungen einem breiten Publikum vorstellen sollen.

Im ersten Kapitel untersucht Bartlett Definitionen dieser zwei Kategorien, die er in den Schriften des Petrus Lombardus, des Thomas von Aquin sowie weiterer Scholastiker entdeckt hat. Eine gewisse Vorstellung des Übernatürlichen, die mit den Wörtern *praeter naturam* und *supernaturalis* ausgedrückt wurde, habe sich in theologischen Schriften entwickelt, obwohl sie nie ein zentrales Konzept geworden sei. Anschließend beschäftigt sich Bartlett mit der Konzeption der *machina mundi* in Werken des 12. und 13. Jh., indem er sie mit den Fortschrittsgedanken der Naturwissenschaften in der Frühen Neuzeit vergleicht. Manche Vorstellungen mittelalterlicher Autoren scheinen – aus unserer Sicht – etwas widersprüchlich, so wenn der Chronist der Ottonenzeit Thietmar von Merseburg eine Sonnenfinsternis mit Verweis auf Macrobius als ein natürliches Phänomen und gleichzeitig als ein die Zukunft voraussagendes Zeichen er-

klärt. Im Mittelalter habe es verschiedene Modelle gegeben – so Bartlett –, die das Funktionieren der Welt erklären sollten und die problemlos parallel existieren, miteinander konkurrieren oder miteinander kombiniert werden konnten. Im dritten Kapitel widmet sich Bartlett Kreaturen, die im Mittelalter als real existierend wahrgenommen wurden, es heute aber nicht mehr sind, insbesondere den Kynokephalen. Die Existenz der Letzteren sei im Frühmittelalter im fernen Osten verortet worden; Reisende im Asien des 13. und 14. Jh. wie Wilhelm von Rubruck hätten sich nach ihnen erkundigt und sie erst als erfunden angesehen, nachdem sie sie nirgendwo hätten finden können. Schließlich wird im letzten Kapitel der wissenschaftliche Gedanke des Roger Bacon analysiert. Obwohl Roger Bacon als ein Vorläufer der experimentellen Wissenschaft angesehen werden könne, weist Bartlett darauf hin, dass er die Existenz der Verzauberung (*fascinatio*) nicht bestritten hatte.

Bartletts Präsentation der mittelalterlichen Gedankenkategorien über die Natur wirkt etwas vereinfachend, indem er sich auf zwei Kategorien konzentriert, die eher für unser Zeitalter als für die mittelalterlichen Menschen wichtig sind. Dabei ist er von der Ausführlichkeit eines Clarence J. GLACKEN – den er nicht zitiert – und seiner detaillierten Analyse mittelalterlicher Denkströmungen über die Natur weit entfernt. Viele der besprochenen Beispiele sind allgemein bekannt und Bartlett bringt dabei außer einer Gegenüberstellung mit modernen Einordnungen wenig Neues. Befremdend wirkt vor allem, dass Bartlett oft von den Kategorien der Zeitgenossen – wie in seiner einführenden Begriffsuntersuchung – zu heutigen Kategorien – wie im Kapitel über Kreaturen, die für uns unreal sind, es aber im Mittelalter nicht waren – überspringt.

Weiterführend ist jedoch, wie Bartlett unsere eigenen Denkkategorien denen mittelalterlichen Menschen gegenüberstellt und dabei auf Widersprüche hinweist. Diese Widersprüche können sowohl in den Gedanken der mittelalterlichen Autoren selbst als auch in der Verwendung anachronistischer Parameter durch

die Forscher ihren Ursprung haben. Dabei unterstreicht Bartlett die Schwierigkeiten, Mentalitäten einer uns fremden Gesellschaft zu rekonstruieren. Es ist sicherlich ein wertvoller Verdienst, dass er uns davor warnt, streng konzipierte Denksysteme postulieren zu wollen – mittelalterliche Autoren waren ebenso wenig systematisch und konsequent als wir (2). Es wird hier klar, wie wichtig es ist, zwischen Konzepten vergangener Epochen und denen unserer Zeit zu differenzieren, um ungewollte Anachronismen zu vermeiden. Man könnte sich aber fragen, ob Bartletts Buch uns im Endeffekt vorrangig über das Mittelalter oder über unsere eigene Epoche informiert.

*Sébastien Rossignol, Toronto*

Rainer BAYREUTHER, *Untersuchungen zur Rationalität der Musik in Mittelalter und Früher Neuzeit. Bd. 1: Das platonistische Paradigma. Untersuchungen zur Rationalität der Musik vom 12. bis zum 16. Jahrhundert (Freiburger Beiträge zur Musikwissenschaft 10)*. Freiburg i. Br., Rombach 2009. 381 S., Abb.

Die Rationalität der Musik vom 12. bis zum 16. Jh. darstellen zu wollen, ist ein Unterfangen von nicht eben geringem Anspruch. Für einen solchen Zeitraum von der Rationalität der Musik zu sprechen, lässt allerdings von vornherein Skepsis aufkommen, die sich denn auch als berechtigt herausstellt, zumal es Rainer Bayreuther mit dem Singular ernst ist. Einschließlich der vorchristlichen Antike habe es bis ins 17. Jh. lediglich ein Strukturmodell musikalischer Rationalität gegeben, das platonistische. Das ist ohne gravierende Verkürzung die Auffassung, zu der Bayreuther gelangt. Damit eliminiert er nicht allein das hellenistische Denken über Musik, sondern klammert zugleich – und dies explizit – den Übergang von der griechisch-römischen Antike zum christlichen Mittelalter als für die Rationalität der Musik belanglos aus. Hier zeichnen sich erhebliche Probleme ab, da sich aus dem Christentum schwerwiegende Konsequenzen für die Anthropologie ergaben, die

nicht zuletzt für das Verstehen von Musik grundlegend waren. Dies betrifft sowohl den ontologischen Status, den epistemischen Zugang zur Musik wie ihre möglichen Zeichenfunktionen. Musik wurde eben nicht allein als verankert im zahlhaft geordneten Kosmos betrachtet, sondern auch als unmittelbarer Ausdruck des Inneren. Die Unvereinbarkeit dieser Auffassungen für die musikalische Rationalität entgeht Bayreuther völlig.

Gleichwohl sind die drei Untersuchungen, in die das Buch sich gliedert, von einigem Wert. Die ersten beiden Großkapitel beschäftigen sich hauptsächlich mit der Rationalität des musikalischen Rhythmus, wie er sich in der Modalnotation des 13. Jh. und ihrer Vorläufer darstellt. Sie gründlich auf das arithmetische Denken in den Artes liberales zu beziehen ist kein geringes Verdienst, in solcher Gründlichkeit bekommt man dergleichen sonst nicht zu lesen. Die Erörterung der Zeitwahrnehmung der Modalnotation springt leider aus der Darstellung des mittelalterlichen Denkens über die Zeit heraus und zieht in einer zudem verfehlten Weise Edmund Husserls Begriff des inneren Zeitbewusstseins zur Erklärung heran. Dabei hätte gerade ein Einbeziehen der philosophisch-theologischen Auseinandersetzungen des Mittelalters über den Zeitbegriff das Buch enorm bereichert und wesentliche Bruchlinien mittelalterlichen Denkens veranschaulicht.

Probleme bereitet die Zäsur zwischen der zweiten und der dritten Untersuchung. Durch einen Sprung ins 16. Jh. bleiben jene Beiträge zur musikalischen Rationalität unerwähnt, die sich nicht unter den Platonismus subsumieren lassen. Grocheio wäre hier zu nennen. Zum anderen hat die dritte Untersuchung anderes zum Gegenstand als die vorhergehenden. Sie meidet die Notation – inzwischen sehr anders organisiert als im 12. und 13. Jh. – und thematisiert stattdessen den theoretischen Diskurs über Musik. Das gewonnene Bild versucht Bayreuther am Beispiel der berühmten ‚Bußpsalmen‘ Orlandos di Lasso zu konkretisieren.

Wieder mischt sich Verdienstvolles mit Ärgerlichem. In seiner Auffassung, die sprach-



lichen bzw. rhetorischen Bezüge der Musik des 16. und 17. Jh. stünden gar nicht, wie häufig behauptet, in Widerspruch zu ihrer kosmologischen Fundierung, ist Bayreuther zuzustimmen. Er übergeht allerdings die gravierenden Differenzen, die zwischen dem Platonismus des 12. Jh. und demjenigen bestehen, der seit dem 15. Jh. zum Tragen kam. Gegen das gänzliche Unterwerfen der damaligen musikalischen Rationalität unter eine wiederum platonistisch definierte Kosmologie muss vollends Widerspruch eingelegt werden. Bayreuther konstruiert seine Sicht durch extreme Selektivität, als hätte es z. B. eine Rezeption der Epikureer und der antiken Skeptiker nie gegeben. Dadurch entgeht Bayreuther sowohl, worin der veränderte Bezug der Musik auf die Sprache um 1600 eigentlich besteht, als auch der zunehmend bildhafte Bezug der Musik auf die Natur; beides von ihm mehr oder minder geleugnet. Alles, was gegen ein platonistisches Paradigma spricht, unterliegt dem Bann. Daran scheitert das Konzept der Arbeit, die dessenungeachtet wichtige Problemfelder musikalischen Denkens anspricht.

*Boris Voigt, Hamburg*

Hans BELTING, *Florenz und Bagdad. Eine westöstliche Geschichte des Blicks.* München, C. H. Beck 2008. 319 S., Abb.

Erwin Panofsky legte in seiner 1927 erschienenen Abhandlung zu *Geschichte und Bedeutung der Perspektive* dar, dass es sich bei der in der Malerei der Renaissance entwickelten Zentralperspektive nicht um die präzise Reproduktion der optischen Erscheinung der realen Dinge handelte, sondern um eine Form künstlerischer Gestaltung; im Anschluss an Cassirer bezeichnete er sie deshalb als symbolische Form, eine Gestaltungskonvention, die als kunst- und kulturhistorisches Phänomen interpretierbar wurde, nicht aber als Durchbruch zur adäquaten Wiedergabe des Gesehenen. Mag manches an dieser zweifellos klassischen Abhandlung mittlerweile wissenschaftlich überholt sein – Panofskys Aufsatz

besticht noch immer durch Eleganz, begriffliche Präzision und durch eine mit immenser Gelehrsamkeit gepaarte Souveränität der Beherrschung der mathematischen Sachverhalte. In seinem Buch *„Florenz und Bagdad“* nimmt Belting u. a. das von Panofsky behandelte Problem der Entstehung der Perspektive auf, um es einer anderen Lösung zuzuführen.

Beltings gegen Panofsky gerichtete These, die freilich nicht eben originell genannt werden kann: Die Zentralperspektive wurzelt in der optischen Theorie des Ibn Al-Haytham, jenes großen Mathematikers und Astronomen des 10./11. Jh., der im lateinischen Westen unter dem Namen Alhazen bekannt ist, dessen Wirkungsstätte freilich nicht Bagdad, sondern Kairo war. Bagdad und Florenz stehen vielmehr für die bildlose islamische und die bildliche Kultur des neuzeitlichen Okzidents. Belting ist bestrebt, den hohen künstlerischen Wert und die intellektuelle Raffinesse der bildlosen Kunst hervorzuheben, wobei sich allerdings die Frage aufdrängt, wer das heute tatsächlich in Abrede stellte. Beide visuellen Kulturen versteht er als gleichwertige symbolische Formen; ihre gemeinsame Wurzel, die ihm den Vergleich allererst historiographisch sinnvoll erscheinen lässt, besteht in der konstitutiven Rolle, die der Geometrie bei der Gestaltung visueller Repräsentationen zukommt. Allerdings gibt es Unterschiede: In der bildlosen ornamentalen Kunst begegnet eine dargestellte, in der bildhaften Kunst des Okzidents hingegen eine darstellende Geometrie, die dazu dient, die zweidimensionalen Repräsentationen körperlich erscheinen zu lassen. Belting wörtlich: „Beide [...] stellen symbolische Formen dar, die verschiedene Denkweisen repräsentieren. Dadurch erhalten die Dinge, die wir wahrnehmen, einen grundverschiedenen Status. In der arabischen Theorie lösen sie sich in ein Mosaik von punktuellen Merkmalen auf, durch die unsere Wahrnehmung veränderlich und ungewiss wird. Dabei schafft die Distanz, in der wir sie sehen, eine besondere Ungewissheit. In der westlichen Bildtheorie dagegen ist die Distanz ein zuverlässiger Messfaktor, mit dem man alles dar-

stellt. Weiß man, welche Entfernung ein Ding zu unserem Auge hat, dann lassen sich seine Gestalt und Größe berechnen“ (44–46).

An den zitierten Sätzen, die gewissermaßen den Kern des im Verlauf des Buches eindringlich entfalteten Vergleiches zwischen islamischer und okzidentaler visueller Repräsentation bilden, lässt sich zugleich ein für die gesamte Studie charakteristisches Problem aufweisen, die Vermischung von realen Dingen, die wir zu sehen meinen, und bildlichen Darstellungen. Sie betrifft nichts Marginales, sie indiziert vielmehr jene für einen Umgang mit bestimmten Bildern charakteristische Haltung, das Bild für das zu nehmen, was es zeigt.

Die Stärken des Buches liegen ohne Zweifel auf dem Gebiet, wo Merkmale perspektivischer Repräsentation auf Grund der Kontrastierung mit islamischen Kunstwerken deutlich hervortreten, so etwa beim Vergleich der auf die wechselnden Lichteffekte hin konzipierten Kuppel der Alhambra und der Kuppel der Alten Sakristei von San Lorenzo in Florenz (131–134; 190–202) oder der Interpretation der den Blick nach außen öffnenden Fenster und den mit Licht und Schatten spielenden Fenstergittern (257–281).

Gegenüber den komparatistischen Passagen erscheinen die im weiteren Sinne wissenschaftshistorischen Teile problematisch. Da die in der Tat komplizierte Geschichte der mittelalterlichen Optik nicht näher behandelt wird, fehlt gerade die Verbindung zwischen Alhazen, Brunelleschi und Alberti. Die über das bereits in der Forschung Bekannte hinausgehenden Beweise, die Belting am Anfang seines Buches für die These kühn in Aussicht stellt, „dass der Kunst der Perspektive eine Theorie arabischen Ursprungs zugrunde lag“ (9), sucht der Leser deshalb vergeblich. Die mathematische Optik der Antike, von der Alhazen nach eigenem Bekunden ausging und die für die Autoren des Quattrocento eine nicht unbedeutende Quelle darstellt, bleibt außerhalb der Betrachtung; ebenso fehlt die Diskussion der Projektionsverfahren, die Ptolemaios in seiner Geographie entwickelt hatte,

die in Florenz am Anfang des 15. Jh. bekannt geworden war. Auf historischem und wissenschaftlichem Gebiet bietet Belting nicht nur keine neuen Erkenntnisse, sondern bleibt hinter dem Forschungsstand weit zurück. Gemessen an den Erwartungen, die das Thema weckt, stellt „Florenz und Bagdad“ deshalb eine Enttäuschung dar.

*Michael Weichenhan, Berlin*

Helmut BIRKHAN, *Magie im Mittelalter* (Beck'sche Reihe 1901). München, C. H. Beck 2010, 205 S., Abb.

Der Titel des informativen Büchleins von Helmut Birkhan umreißt sowohl den Gegenstand als auch den betrachteten Zeitraum nur schwerpunktmäßig. Eine „Begriffsbestimmung von Magie“ im ersten Hauptkapitel macht deutlich, dass unter das Thema zahlreiche Denk- und Handlungsmuster fallen, die im Mittelalter selbst nicht als „magisch“ im modernen Sinne galten, und dass der Begriff der Magie überhaupt sehr viel mehr als nur „die Welt der Zauberer und Hexen“ umfasst (wie es etwas plakativ im Verlagstext heißt). Die Behandlung eines solchen Themas steht und fällt mit der Überlieferung, und so ist es verständlich, dass für bestimmte Gegenstände auch bis weit in die Neuzeit hinein ausgegriffen werden muss (etwa zum „Hexenwahn“, 154–176), und der Autor führt selbst zahlreiche zeitgenössische Beispiele an, die das Kernthema gehaltvoll aktualisieren. Magische Denkmuster erweisen sich zudem in vielerlei Hinsicht als überzeitlich (vgl. das zweite, sehr nützliche Hauptkapitel über die „dem Aberglauben und der Magie zugrundeliegenden Denkmuster“). Birkhan ist als Mediävist aber nicht nur ein außerordentlich beschlagener Kenner der gesamten originalen Textüberlieferung zum Thema, er ist auch Sprachwissenschaftler, und so blitzen nebst den souveränen literatur- und volkskundlichen, theologischen, religions- und medizingeschichtlichen Ausführungen immer wieder auch philologisch-linguistische Einsichten zu einzelnen Aspekten

auf (etwa zum Wortfeld „Hexe“, 154). Das dritte Hauptkapitel behandelt die „Magie der Gelehrten im Mittelalter und der Frühen Neuzeit“. Es fällt dabei auf, dass bei aller autoritären Ernsthaftigkeit, die bestimmte Disziplinen etwa in der „natürlichen Magie“ an den Tag legen, Erfahrungswissen als Korrektiv abergläubischer Praktiken kaum ein Thema in der schriftlichen Überlieferung ist. Vernunftbegabte Geister wie der Stricker, der explizit die Wirkungslosigkeit von Edelsteinzaubereien anmahnt (vgl. 77), bleiben die Ausnahme. Kapitel vier, „Magie im Volksglauben“, nimmt Bereiche unter die Lupe, die als Alltagsmagie umrissen werden können. Wenngleich diese teilweise auf kirchlichen und „wissenschaftlichen“ Hintergründen fußen und auch Berührungen zur gelehrten Magie erkennen lassen, zeichnet sich der Volksglaube doch durch eine besonders schillernde Vielfalt magischer Praktiken und Vorstellungen aus. Gemeinsam ist ihnen, vielleicht sogar mehr noch als denen der gelehrten Magie, dass sie auf einen glücklichen Ausgang von Einzelereignissen abzielen (etwa im Jagd-, Wetter-, Liebes-, Potenz- und Heilzauber). Gleichwohl hat die Volksmagie auch die niedere Mythologie im Blick, oder sie manifestiert sich in Unsichtbarkeits- oder Nachtfahrtsexperimenten. Birkhans Hauptzeugen für die Typen volksmagischen Aberglaubens (etwa Hans Vintler, Johannes Hartlieb) erweisen sich dabei nicht selten als ambivalent im Umgang mit den geschilderten Praktiken, insofern sie trotz der grundsätzlichen Verurteilung der Zauberei viel unverblümt Faszinierendes zu berichten wissen. Das gilt gleichermaßen für den späteren ‚Hexenhammer‘ – mit dem Unterschied, dass dieser und die weiteren, im fünften Hauptkapitel („Zunahme der Magie im Spätmittelalter“) vorgestellten Schriften einen giftigen Nährboden mit verheerenden Folgen für Juden, angebliche Ketzer und besonders mutmaßliche Hexen bereiteten.

Helmut Birkhan hat ein Büchlein vorgelegt, das ein Publikum erreichen soll, welches sich schnell und zuverlässig über das Thema informieren möchte. Der Schwerpunkt der Darstellung liegt eindeutig auf den Beispielen; mag

dieses attraktive Panoptikum gelegentlich sprunghaft erscheinen und eine eher theoretische Fundierung des Gegenstands vermissen lassen, so ist dies, zusammen mit den wenigen Anmerkungen und der knappen Literaturliste, sicherlich ein Zugeständnis an den Umfang und die leichtere Lesbarkeit des Buchs. Letztere ist allein schon stilistisch unbedingt gewährleistet: Der Autor versteht es, ein Thema von nicht zu unterschätzendem Anspruch seriös und sachverständig zu vermitteln, ohne die Wissenschaftlichkeit einer banalisierenden Geschwätzigkeit preiszugeben. Gleichzeitig merkt man dem Autor seinen Spaß am Thema an, wenn er immer wieder bemerkt, wie „kurios“ viele der referierten Zeugnisse sind.

*Martin Hannes Graf, Zürich*

Marco BÖHLANDT, *Verborgene Zahl – Verborgener Gott: Mathematik und Naturwissen im Denken des Nicolaus Cusanus (1401–1464)* (Sudhoffs Archiv. Beihefte 58). Stuttgart, Franz Steiner 2009. 358 S., Abb.

Im Vergleich zu den philosophischen und politischen Schriften hat das mathematische Werk des Nikolaus von Kues eine bisher viel weniger gründliche Behandlung erfahren. Das ist teilweise darauf zurückzuführen, dass erst 2010 die kritische Edition erschienen ist (Op. omn. XX, ed. M. Folkerts). Trotzdem haben die mathematischen Schriften nicht nur im Kontext der Mathematikgeschichte eine große Bedeutung, sondern stellen auch einen wichtigen Bestandteil des Denkens des Cusanus insgesamt dar. So zeigt es Marco Böhlant in seiner von der Fakultät für Geschichts- und Kunstwissenschaften der Universität München angenommenen Dissertation. Er behandelt nicht nur in profunder und klarer Weise die Probleme, die sich aus den mathematischen Werken des Cusanus ergeben, sondern ordnet sie auch in dessen philosophisch-theologisches Denken im Allgemeinen ein.

Das Buch ist in drei Abschnitte gegliedert. Im ersten Teil, „Die frühen Jahre: Komputistik, Kosmologie, Konjektur“, wird zu klären

versucht, inwiefern Cusanus bei seinen grundsätzlichen Überlegungen zum Wesen der Mathematik wie auch bei seinen späteren fachmathematischen und naturwissenschaftlichen Beiträgen auf eine entsprechende Vorbildung bauen konnte. Es werden zugleich wichtige Einflüsse gezeigt, die Nikolaus' Wissenschaftsverständnis wie auch die in diesen Jahren schon nachweisbaren Interessen an praktischen mathematisch-naturwissenschaftlichen Problemen bestimmt haben könnten. Seine kosmologischen, astrologischen und welthistorischen Skizzen werden kurz vorgestellt; die Schrift zur Kalenderreform und die eschatologisch-apokalyptisch geprägte Konjektur über die letzten Tage werden analysiert.

In einem zweiten Teil, „Die philosophisch-theologischen Grundlagen der cusanischen Mathematik“, arbeitet der Autor aus den ersten beiden großen philosophisch-theologischen Abhandlungen, nämlich ‚De docta ignorantia‘ und ‚De coniecturis‘ die wichtigsten Aspekte der cusanischen Erkenntnis-, Seins- und Gotteslehre heraus, insofern diese für die Genese seiner mathematisch-naturwissenschaftlichen Beiträge von Bedeutung sind. Hier zeigt sich, wie eng Mathematik und Zahlenmystik, Physik und Metaphysik, Astronomie und Kosmologie bei Cusanus miteinander verbunden sind.

Schließlich wird im dritten und umfangreichsten Abschnitt, „Die Quadratschriften“, eine im engeren Sinne mathematische Überprüfung von Nikolaus' Ansätzen zum Problem der Kreisquadratur unternommen, um ein Bild seiner fachmathematischen Fähigkeiten und seiner konkreten Ergebnisse in der Sache zu gewinnen. Die einzelnen Schriften werden genau analysiert; auch die Kritik von Regiomontanus an den mathematischen Versuchen des Cusanus kommen zur Sprache. Diesbezüglich ist besonders wichtig hervorzuheben, dass der Autor sich bemüht, beim Aufbau der einzelnen Kapitel mathematische und philosophiehistorische Darlegungen so zu trennen, dass der philosophisch interessierte Leser die stärker mathematisch geprägten Teile – und vice versa – überspringen kann, ohne dass dadurch

große Lücken im Gesamtnachvollzug entstehen.

Die Cusanus-Kenner können den Autor zum Erscheinen dieses Bandes nur beglückwünschen.

*Cecilia Rusconi, Buenos Aires*

HORST BRUNNER, *Annäherungen. Studien zur deutschen Literatur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit* (Philologische Studien und Quellen 210). Berlin, Erich Schmidt 2008. 387 S., Abb.

Brunner, langjähriger Ordinarius für Ältere Deutsche Philologie an der Universität Würzburg, gehört zu den wichtigen und einflussreichen Vertretern seines Faches. Mit dem von ihm initiierten und mitherausgegebenen „Repertorium der Sangsprüche und Meisterlieder des 12. bis 18. Jahrhunderts“ (16 Bände, Tübingen 1986–2009), hat er ein grundlegendes Standardwerk zur deutschsprachigen Lyrik des Mittelalters geschaffen. Alle seine Arbeiten zeichnen sich durch Klarheit der Gedankenführung und der Diktion sowie ausgesprochenen common sense aus. Sie sind, ohne Abstriche am Gehalt und der philologischen Präzision, auch für Nichtgermanisten gut nachvollziehbar, und sie unterscheiden sich hier wohlthuend von manchen neueren germanistischen Arbeiten, die ihre Inhalte (und gar nicht selten durchaus schon Bekanntes) mit kompliziertem Fachjargon, der wohl Wissenschaftlichkeit zeigen soll, verrätseln – oft bis zur Beinahe-Unverständlichkeit auch für Fachleute. Von den hier versammelten 25 Beiträgen sind dreiundzwanzig schon früher publiziert, aber für den Nachdruck durchgesehen worden; darunter befinden sich auch einige, die nur an eher schwer zugänglichen Orten erschienen waren. Die thematische Vielfalt ist beeindruckend. Kennzeichnend ist eine starke Interdisziplinarität: Vor allem Musikwissenschaft, aber auch Geschichtswissenschaft und Romanistik werden einbezogen. Folgende Themenbereiche werden behandelt: Die sog. Spielmannsepik („Herzog Ernst“), Wolfram

von Eschenbach (‚Parzival‘, ‚Willehalm‘), das Thema „Krieg“ im mittelhochdeutschen Roman, mehrere Lieder Walthers von der Vogelweide, Lyrik und Epik des späteren Mittelalters (darunter Konrad von Würzburg und Heinrich Wittenwiler) sowie schließlich Hans Sachs und das Bild Frankens in der deutschen Literatur des Mittelalters. Nur einige Aufsätze seien hervorgehoben: Derjenige zu ‚Herzog Ernst‘ (2007: 21–37) präsentiert vielfältiges Material zur dort vorkommenden Figur des „Kranichmenschen“. Der Beitrag über „Tradition und Innovation im Bereich der Liedtypen um 1400“ (1979/83: 246–263), ist zusammen mit einem thematisch ähnlichen Beitrag von 1977/78 bis heute ein Standardwerk, später ergänzt um „Das deutsche Lied im 16. Jahrhundert“ (in zwei Teilen 2001/05 erschienen: 313–335). Dasselbe gilt für „Strukturprobleme der Epenmelodien“ (1979: 201–223). Hier handelt es sich um eine Präsentation der immerhin acht deutschen Epen-Melodien (von insgesamt 15 epischen Strophen-Formen), eine Einmaligkeit der Überlieferung, denn aus dem Romanischen oder Altnordischen sind keine Epen-Melodien überliefert (mit Ausnahme der färöischen Tanzballaden). Gerade dieser Beitrag, der eine Edition aller erhaltenden Melodien enthält, sollte zur Pflichtlektüre in der Altgermanistik zählen, wo bis heute die musikalische Seite der zu einem großen Teil mit Singstimme vermittelten Lyrik und Strophen-Epik zumeist vollständig vernachlässigt wird. In höchstem Maße erhellend ist die Abhandlung über Autoren, von denen nur die Namen, aber keine Werke erhalten sind („Dichter ohne Werk“, 1989: 291–303). Etwas irritierend ist alleine ein hier erstmalig gedruckter Beitrag (140–157) über das ‚Lied der Deutschen‘ von Hoffmann von Fallersleben, das auf Walther von der Vogelweide zurückgeht: Mit keinem Wort wird erwähnt, dass dasselbe Material in Kürze bereits in den wichtigen Aufsätzen zu diesem Thema von Peter Wapnewski (1989, 1992, 1994) enthalten ist, ferner auch auf einigen Seiten in dem von Horst Brunner mitverfassten Handbuch zu Walther von der Vogelweide (München 1996, 2. Auflage 2009).

Einblicke in die Walther-Forschung in Würzburg, von Leopold Reuss (1810–63) bis Kurt Ruh, vermittelt der Text über „Walther von der Vogelweide und die Würzburger Professoren“ (2000: 126–139); Würzburg besitzt, wie Brunner ausdrücklich erwähnt, durch das Grab Walthers von der Vogelweide im Lusatengärtlein des Neumünsters sowie durch den bischöflichen Protonotar Michael de Leone (vom Löwenhof) und seine ‚Würzburger Liederhandschrift‘ eine spezielle Beziehung zu diesem herausragenden mittelhochdeutschen Liedermacher.

Insgesamt liegt hier eine Aufsatzsammlung vor, die viel und gut verständlich präsentiertes Material enthält; sie sei allen Fachleuten zur Lektüre und auch als Vorbild (!) empfohlen.

*Ulrich Müller, Salzburg*

Peter DINZELBACHER, Körper und Frömmigkeit in der mittelalterlichen Mentalitätsgeschichte. Paderborn u. a., Ferdinand Schöningh 2007. 347 S., Abb. – Peter DINZELBACHER, Von der Welt durch die Hölle zum Paradies. Das mittelalterliche Jenseits. Paderborn u. a., Ferdinand Schöningh 2007. 254 S., Abb.

Wie kaum ein anderer hat sich Dinzeltbacher in seinem umfangreichen Werk auf die Erforschung mittelalterlicher, vor allem religiöser Mentalitäten konzentriert und hier wesentliche Anregungen gegeben und Ergebnisse geliefert. So ist es zu begrüßen, dass eine Reihe seiner wichtigen Aufsätze (die hier insgesamt zu würdigen, nicht aber im Einzelnen zu besprechen sind) nun in zwei thematisch ausgerichteten Sammelbänden erschienen sind. Der erste über Körper und Frömmigkeit enthält 13 Beiträge. Der Zusammenhang von Körper und Religiosität (oder, mit dem Titel des Leitartikels, die „Körperlichkeit der mittelalterlichen Frömmigkeit“) bildet tatsächlich ein ebenso wichtiges Phänomen wie das immer wieder angesprochene Verhältnis von Körper und Seele. Dinzeltbachers Aufsatzsammlung gewährt uns tiefe, durchweg gut belegte und argumentativ, auch gegen herrschende Forschungsmeinungen, entwickelte Einblicke in interessante Ein-

zelpänomene und beleuchtet verschiedenste Facetten des Grundthemas, die zumeist abseits der gängigen Dogmatik liegen: beispielsweise den Leid- und Schmerzgedanken oder die sich in Metaphern (wie der Selbstkreuzigung oder der Gottesgeburt in Körper und Seele), religiösen Motiven (wie dem Blut Christi), Modellen (wie der Heiligkeit) und mystischen Erfahrungen spiegelnden Vorstellungen (Brautmystik) und Bräuche (Maibaum). Diskussionswürdig sind wohl manche Deutungen der Psychohistorie (Brautmystik als Ausfluss sexueller Probleme der Mystikerinnen – trotz Bernhard von Clairvaux' einschlägigen Vorlagen?). Der Schlussbeitrag über Psychohistorie aus der Sicht des Historikers ist aber eine gelungene Bestandsaufnahme (mit einer Kritik an den Kritikern wie an den Methoden).

Die 10 Aufsätze des zweiten Sammelbandes über das Jenseits verdanken sich vor allem der intensiven Beschäftigung des Vf. mit Visionen und Visionsliteratur. In gewohnt anschaulicher Darstellung werden uns unter anderem „Todesfaszination“, „Präsenz des Todes“ und Fegefeuer vorgeführt, wird zwischen individuellem und Weltgericht differenziert, werden mystisch-visionäre Flüge ins Jenseits analysiert und einzelne Visionäre näher beleuchtet.

Die bestechende Geschlossenheit der beiden Bände und der darin entwickelten mittelalterlichen Vorstellungen und Mentalitäten verdankt sich allerdings auch einer gewissen Einseitigkeit der Betrachtungsweise ihres Autors, der zum einen gern die dunklen Seiten christlicher Frömmigkeit herausstreicht (die mittelalterliche Mentalität ist aber nicht nur von Dolorismus, Dämonenangst oder falschen Heiligen geprägt). Zum andern betont Dinzlbacher gern den grundlegenden Wandel religiöser Vorstellungen im Hochmittelalter (bis hin zu einer „Dramatisierung“ im 12. Jh., das er sogar als Achsenzeit wertet) und wieder im Spätmittelalter (durch mystisches Erleben). Eine Intensivierung der dargelegten Erfahrungen ist tatsächlich kaum zu bestreiten, doch wird man schon im Frühmittelalter manche Vorläufer der interessanten Phänomene finden können. So wird die Dämonenlehre vielleicht im

Zisterzienserorden, nicht aber generell erst am Ende des 12. Jh. ausführlicher. Auf der einen Seite differenzieren die Aufsätze gängige Meinungen (zum Beispiel hinsichtlich der breiten Palette verschiedener Lebensweisen der Begonnenen), sie vermitteln mit der spezifischen Perspektive des Autors auf der anderen Seite aber doch ein insgesamt beschränktes Bild der vielschichtigen, religiösen Mentalität des Mittelalters. Gleichwohl belegen die Bände gerade in ihrer geschlossenen Ausrichtung, welche wichtigen Einsichten wir den Arbeiten Dinzlbachers hier verdanken. Auch wenn die Aufsätze gegenüber der Erstveröffentlichung überarbeitet und erweitert sind, bleibt es ein ärgerliches Versehen (?), dass die bibliographischen Angaben der früheren Druckorte nirgends genannt werden.

*Hans-Werner Goetz, Hamburg*

Susanne EHRICH u. Jörg OBERSTE (Hgg.), *Städtische Räume im Mittelalter* (Forum Mittelalter – Studien 5). Regensburg, Schnell & Steiner 2009. 264 S., Abb.

Mit dem vorliegenden Band werden die Ergebnisse einer durch das Regensburger „Forum Mittelalter“ organisierten internationalen Tagung vom November 2008 der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Die Tagung und der aus dieser hervorgegangene Band reihen sich in weitere erfolgreiche Aktivitäten dieses mediävistischen Verbundes während der letzten Jahre ein, die sich zentralen Aspekten der mittelalterlichen Geschichte der Städte widmeten, so etwa der „Kommunikation“ (2007) und den „Repräsentationen“ (2008).

Spezifisch städtische Räume beschäftigen nicht alleine die historische Forschung schon seit langem, wobei wesentliche Anstöße in den ersten Jahrzehnten des 20. Jh. durch verschiedene Fächer gegeben worden sind, unter denen insbesondere die Geographie und Soziologie teilweise in enger Verbindung mit der Geschichtswissenschaft und deren Disziplinen wichtige Beiträge leisteten. Unter Verweis auf die darüber hinaus in den letzten Jahren auf-

gezeigten Möglichkeiten einer „vergleichen- und interdisziplinären kulturwissenschaftlichen Reflexion“ (9) und der Relevanz des relationalen Raumbegriffs für die Fortschritte in der neueren Städteforschung, fassen die Herausgeber das inhaltliche Spektrum bewusst weit und durchaus ambitioniert. Entsprechend vereint der Band in europäischer Perspektive Beiträge verschiedener Fächer und Disziplinen zu dem Leitthema der „Städtischen Räume“. Als allgemeine Grundlage waren auf der Tagung drei Kategorien urbaner Räume vorgegeben, die sich in naheliegender Weise vor allem über das Element räumlicher Reichweite definieren: Vom „urbanen Binnenraum“ über den „regionalen Einzugsbereich einzelner Großstädte“ bis hin zu dem „überregionalen Raum von Städtelandschaften und -netzen“ (7).

Der Band selbst gliedert sich allerdings in drei etwas anders strukturierte Themenbereiche. Die Beiträge des ersten Teils befassen sich mit den Grundlagen der Konstruktion von Räumen innerhalb der städtischen Sphäre. In diesem Zusammenhang werden literarische, bildkünstlerische und im weiteren Sinne über kommunikative Praxis und Ritual definierte Konstruktionen des Stadtraums als Kommunikationsräume, Erinnerungsräume und virtuelle Räume angesprochen (17–89). Hierbei kommen, über die in solchen Zusammenhängen meist ausschließlich thematisierten Wahrnehmungs- und Deutungsmuster im Bereich der christlichen Stadtgemeinde hinaus, auch Formen der Konstituierung jüdischer Räume in der Stadt und das komplexe Spannungsfeld zwischen christlich-jüdischen Verbindungslinien und Abgrenzungsvorgängen innerhalb der städtischen Lebenswelt zur Sprache (G. MIKOSCH, 35–47). Die in dem zweiten, mit „Städtelandschaften und städtischer Raum in Frankreich und am Oberrhein“ überschriebenen Zentralbereich (93–159) vereinten Beiträge beschäftigen sich zum Teil – aber nicht ausschließlich, wie man aufgrund des Titels möglicherweise erwartet hätte – mit dem Problemfeld einer Konstituierung von spezifischen Räumen auf überlokaler Basis und den hiermit in enger Verbindung stehenden Rah-

menbedingungen der kommunikativen Kontakte zwischen urbanen Zentren. Diese Fragen von „Städtelandschaft“ und „Städtenetz“ sind von der jüngeren Forschung im Verlaufe des vergangenen Jahrzehnts wieder verstärkt und mit Gewinn thematisiert worden. Hier knüpft vor allem der Beitrag von G. ZEILINGER an, der sich mit der Urbanisierung des Oberelsass beschäftigt (122–136). Daneben finden innerhalb jenes Teils, in Anlehnung an die erwähnten Vorgaben der Regensburger Tagung, auch die Charakteristika herausragender Zentren als in vielerlei Hinsicht fassbare Räume urbaner Verdichtungsvorgänge Beachtung. Der dritte Hauptteil des Bandes widmet sich auf Grundlage von Fallbeispielen bestimmten sozial, rechtlich und/oder ökonomisch definierten Räumen in europäischen Städten (163–259). Das Spektrum reicht von der Verbreitung des Magdeburger Rechts in Osteuropa bis hin zu der für die Frage der Konstruktion von Räumen bedeutsamen Rolle öffentlicher Orte, unter denen beispielsweise der Pisaner Domplatz ebenso wie die Marktplätze englischer Städte in den Blick genommen werden.

Dass ein solch weites Themenfeld im Rahmen eines einzelnen Tagungsbandes nicht umfassend beleuchtet werden kann, liegt auf der Hand. Dies darf auch nicht der Anspruch an eine solche Publikation sein. Der Regensburger Band belegt jedoch in seiner Gesamtheit die vielfältigen Erkenntnismöglichkeiten, welche die Erforschung mittelalterlicher städtischer Räume auch zukünftig bietet.

*Christian Jörg, Trier*

Carola FEY, Steffen KRIEB u. Werner RÖSENER (Hgg.), *Mittelalterliche Fürstenhöfe und ihre Erinnerungskulturen (Formen der Erinnerung 27)*. Göttingen, V&R unipress 2007. 332 S., Abb.

Der vorliegende Band ist im Kontext des Gießener Sonderforschungsbereichs „Erinnerungskulturen“ entstanden. Die Beiträge des Bandes behandeln die Leitfragen des SFB nach den Rahmenbedingungen des Erinnerns, den Aus-

formungen spezifischer Erinnerungskulturen und dem Erinnerungsgeschehen am Beispiel spätmittelalterlicher Fürstenhöfe im heiligen römischen Reich im späteren Mittelalter. Der fürstliche Hof war sowohl der Rahmen für das Erinnerungsgeschehen als auch der Nukleus, um den herum eine spezifisch adlig-höfische Erinnerungskultur gepflegt wurde.

Eröffnet wird der Band dementsprechend mit einem Beitrag zum mittelalterlichen Fürstenhof, seinen Vorbildern (Königshof), den Hofmodellen in Fürstenspiegeln und der Herrschaftspraxis am Fürstenhof (W. RÖSENER). Am Baseler Bischofshof im 15. Jh. (V. HIRSCH) wurde die Sinn und Integration stiftende Erinnerung in erster Linie von der Institution (Domkapitel) der Baseler Kirche geprägt. Gleichwohl hat der Bischof daran partizipiert. Wenn Niederadelige Fürstenhöfe besucht haben, dann haben sie manchmal aufgeschrieben, was ihnen erinnerungswert erschien. Besonderes Interesse hatten die hier (von S. KRIEB) behandelten Georg von Ehingen, Nikolaus von Popplau und Wiwolt von Schaumberg an der Ämterhierarchie, den Festen und der Prachtentfaltung sowie dem Schlachtengedenken. Am Hof Kaiser Ludwigs des Bayern wurde (so M. MONING) daran gearbeitet, den Herrscher in ganz bestimmter Weise in die Erinnerung einzuschreiben. In einem Preisgedicht wird er als bester Ritter in der Nachfolge Friedrichs II. dargestellt. Einen weitgespannten Überblick (von N. KERSKEN) über die Entstehungsbedingungen, Funktion und Wirkung von historiografischen Werken u. a. aus Böhmen, Thüringen, Bayern, Mecklenburg, Pfalz, Hessen, Franken beschließt die Reihe der Beiträge, die sich überwiegend auf schriftliche Überlieferung stützen.

Neben der auf Schrift basierenden Erinnerung spielten an den Höfen jedoch auch andere Medien eine zentrale Rolle für die Erinnerungskultur. Es ist eine Stärke des Bandes, dass diese Medien ausführlich behandelt werden. Befragt auf ihre Funktion und Bedeutung für das Erinnerungsgeschehen und die Pflege der Erinnerungskultur werden der fürstliche Schatz (K.-H. SPIESS), Objekte wie z. B. Reliquien, Bilder und Wandteppiche, mit denen

die Erinnerung an Wallfahrt festgehalten wurde (C. FEY), Tapisserien, auf denen z. T. am Hof der Herzöge von Burgund ephemere höfische Ereignisse wie Feste und Turniere dargestellt wurden (B. FRANKE), und Schlossbauten sowie Historienbilder (M. MÜLLER) der Herzöge und Kurfürsten von Sachsen an der Wende vom 15. zum 16. Jh. Ebenfalls am Beispiel der Wettiner in Sachsen, Meißen und Thüringen wird die Bedeutung der Grablegen und Begräbnisrituale für die Erinnerungskultur untersucht (B. STREICH). Eine ausführliche Zusammenfassung der Ergebnisse mit wichtigen Hinweisen auf weitere Forschungsfelder und Probleme (Ch. REINLE) beschließt den sehr empfehlenswerten Band.

Jörg Rogge, Mainz

Kurt FLASCH, Dietrich von Freiberg. Philosophie, Theologie, Naturforschung um 1300. Frankfurt a. M., Vittorio Klostermann 2007. 717 S.

Binnen weniger Jahre hat der Bochumer Philosophiehistoriker Kurt Flasch mittlerweile Bücher vorgelegt, deren jedes für sich geeignet wäre, als Summe seines langen und überaus ertragreichen Forscherlebens angesehen zu werden: nach dem großen Werk über Nikolaus von Kues und zwei geschichtstheoretischen Bänden nun eine Gesamtdarstellung Dietrichs von Freiberg (ca. 1240/50 – ca. 1320). Wer allerdings von diesen Summen Altersmilde erwarten würde, geht ebenso fehl wie der, der meinte, sie hätten an jugendlicher Frische der Darstellung verloren.

Die flüssige Schreibweise lässt gelegentlich fast vergessen, wie komplex der dargestellte Stoff und wie schwierig die Quellenlage ist. Flasch führt in all diese Probleme vorzüglich ein, nutzt sogar ein Kapitel über die *Quaestio, utrum in Deo sit aliqua vis cognitiva inferior intellectu*, um dicht textkritische und philosophische Fragen miteinander zu verweben und alle Probleme der äußeren und gedanklichen Rekonstruktion deutlich zu machen (277–300).



Im ersten Teil stellt er die Rudimente eines biographischen Rahmens dar, über die wir im Falle Dietrichs verfügen, und beschreibt die intellektuelle Situation in Paris im ausgehenden 13. Jh., die für Dietrich prägend war. Zweiter und dritter Teil stellen dann einerseits den „Grundriss“ einer Philosophie dar, andererseits ihren Ausbau. Dies folgt weniger einem chronologischen als einem thematischen Aufbau. So werden etwa die fünf theologischen Traktate trotz ihrer zeitlichen Streuung zusammen behandelt; das ist insofern nicht irrelevant, als es den recht frühen Text ‚De subiecto theologiae‘ in der Gesamtdarstellung erst spät auftreten lässt. So tut Flasch sich damit leicht, die Bedeutung dieses Traktats im Gesamtwerk Dietrichs gegen andere Deutungen als sehr niedrig zu veranschlagen. Das liegt auf der Linie seiner Sicht der mittelalterlichen Geistesgeschichte, in der er – obwohl er bei Gelegenheit ihre enge Zusammengehörigkeit betonen kann (253) – Philosophie und Theologie immer wieder gegeneinander ausspielt und darauf insistiert, bestimmte Äußerungen Dietrichs als „strikt philosophisch“ zu interpretieren (142). Gerade wenn man die seit Jahrzehnten vorgebrachten Anregungen von Flasch für eine historische Kontextualisierung mittelalterlichen Denkens aufgreifen will, kann diese eher neuscholastisch anmutende Trennung nicht überzeugen; so bleibt die Frage nach dem theologischen Charakter von Dietrichs Werk unbefriedigend gelöst, obwohl Flasch Theologie durchaus nicht nur im Untertitel, sondern auch in der Abhandlung wiederholt anspricht.

Dessen ungeachtet führt dieses Buch tief in das Verständnis Dietrichs als eines aristotelisch-averroistischen und antithomistischen Denkers ein. Im zweiten Teil legt Flasch zunächst Dietrichs Konstitutionstheorie dar, nach der der Intellekt *Washeit* konstituiert. So sehr er die Radikalität dieser Theorie herausstreicht, so sehr greift er doch auch die von anderen Dietrich-Deutern wie D. PERLER vorgebrachten Relativierungen auf und ordnet Dietrich hier wie durchweg in diesem Band aufs Engste in die Debatten seiner Zeit ein. Wie immer wieder in sei-

nen Schriften geht es nicht so sehr darum, eine statische Lehre zu rekonstruieren, als die Dynamik einer Diskussion zu erfassen. Im Zuge der Behandlung des Grundrisses von Philosophie gelangt er dann nach Blicken auf Astronomie, Gottesschau und Akzidenzlehre in einer Art Kreiskomposition wieder zum Intellekt, um die Frage nach Allgemeinheit und Individualität zu behandeln, die sich im 13. Jh. als Grundproblem der Aufnahme averroistischer Theorien erwiesen hat. Der dritte Teil, „Ausbau“, behandelt dann eher Einzelprobleme, nun nicht als Kreiskomposition, sondern mit einer klaren Klimax. Ontologische Detailfragen, Zeitspekulationen und Theologie führen hin auf Dietrichs Naturlehre, in der Flasch minutiös die beeindruckende Leistung Dietrichs in der Erklärung des Regenbogens aus der optischen Brechung von Lichtstrahlen im einzelnen Wassertropfen nachzeichnet.

Summe eines Forscherlebens, *opus magnum*: All dies sind Begriffe, die sich zur Bewertung dieses herausragenden Buches eignen würden, das große Themen und Thesen durch feinteilige Textinterpretation vermittelt. Vor allem aber bietet Flasch, wieder einmal, Anregung – nicht nur zur Zustimmung, in jedem Falle aber zum Weiterdenken. Die immer noch zu wenig erschlossene Geistesgeschichte des 13. Jh. gewinnt durch dieses Werk Plastizität und Lebendigkeit. Gerade weil Flasch bewusst die von ihm sonst immer wieder betonte Verbindungslinie von Dietrich zu Meister Eckhart nur schwach angedeutet und sich mehr auf die unmittelbare Kontextualisierung von Dietrichs Denken konzentriert hat, steht der Übergang zur folgenden Denkergeneration durch seine Darstellung deutlicher vor Augen als bislang.

Volker Leppin, Tübingen

Christoph FLÜELER u. Martin ROHDE (Hgg.), *Laster im Mittelalter/Vices in the Middle Ages* (Scrinium Friburgense 23). Berlin, New York, Walter de Gruyter 2009. 235 S., Abb.

Der Band bringt neun Vorträge zusammen, die im mediävistischen Institut in Freiburg

(CH) gehalten wurden. Sabine GREBE behandelt die Rolle des Betrugs in der ‚Psychomachia‘ des Prudentius. Sie zeigt, wie die Klassifizierung der Laster und Tugenden bei Prudentius mit den christologischen Kontroversen im Umkreis des Arianismus verbunden ist. Auch Betrug ist nach Prudentius erlaubt, wenn die Einheit aller Christen dadurch gefördert werden kann. Silvana VECCHIO beschreibt das Verhältnis der Passionen der Seele zu den Hauptsünden im Mittelalter. Sie konzentriert sich dabei auf die Entwicklungslinien, die in Thomas von Aquins ‚Summa theologiae‘ ihren Höhepunkt erreichen. Bruno BOERNER analysiert die Lasterdarstellungen in der mittelalterlichen Monumentalkunst Frankreichs. Die Darstellung ist mit zahlreichen Bildern illustriert. Boerner hebt die kommunikative Funktion der Lasterbilder hervor. Richard NEWHAUSER schreibt über die Hauptsünden, in denen eine Art mittelalterlicher Anthropologie feststellbar ist. Diese Anthropologie sei vom asketischen Mönchtum und dem Streben nach Reinheit geprägt. Frans-Josef SCHWEITZERS Beitrag behandelt ‚Das Lehrgedicht ‚Des Teufels Netz‘ und die Konzilien von Konstanz und Basel‘, das die Laster der Menschen als das eigentlich Teuflische sieht; die Häresien und kirchlichen Missbräuche sind weniger gefährlich als die moralischen Laster. Diese Feststellung entspricht dem biblischen Hintergrund von 1. Tim. 3:7, den Schweitzer noch stärker hätte berücksichtigen können. Christian SCHÄFER behandelt Thomas von Aquins Hauptlasterlehre als philosophische Anthropologie. Als grundlegende, lebensleitende Einstellung des Menschen stellt er die Habgier fest; dieses Laster verabsolutiert das natürlich erkannte Gute des Besitzens. Schäfer analysiert auch das Problem der *usura* im Rahmen dieser Grundeinstellung. Karl UBL erläutert die Laster des Fürsten im Kontext der Königsabsetzung um 1300. Er zeigt, wie viele unterschiedliche theoretische und praktische Argumente in verschiedenen politischen Prozessen und theoretischen Diskussionen gebraucht wurden. Klaus WOLF untersucht die Rezeption der ‚Summa de vitiis‘ des Guilel-

mus Peraldus in der spätmittelalterlichen Wiener Schule. Das Werk, das die sieben Todsünden summarisch beschreibt, hat eine breite Rezeption nicht nur in Latein, sondern auch in den Volkssprachen gefunden. Stan BENFELL interpretiert das Verständnis von Gerechtigkeit und Geiz in Dantes ‚Commedia‘. Er betont die mittelalterliche Einsicht, dass Könige und Fürsten relativ frei von Geiz bzw. Habgier (*avaritia*) sein sollten, um gerecht regieren zu können.

Christoph FLÜELERS kurze Einleitung verbindet die einzelnen Beiträge mit vielen neuen Gesamtdarstellungen, Monographien und Sammelbänden, die die mittelalterliche Thematik von Tugend und Laster behandeln. Der Band zeichnet aus der Perspektive unterschiedlicher Disziplinen ein vielseitiges, aber zugleich fragmentarisches Bild von diesem Gegenstand. Die interdisziplinäre thematische Arbeit von Historikern, Literatur-, Kunst- und Kulturwissenschaftlern, Philosophen und Theologen in diesem Buch verdient Beachtung.

*Risto Saarinen, Helsinki*

Thomas FÖRSTER, Große Handelsschiffe des Spätmittelalters. Untersuchungen an zwei Wrackfunden des 14. Jahrhunderts vor der Insel Hiddensee und der Insel Poel (Schriften des Deutschen Schiffahrtsmuseums 67). Kuden, Convent 2009. 376 S., Abb.

Der erstmalige Fund eines weitgehend erhaltenen Koggenwracks bei Bremen im Jahr 1962 hatte der Erforschung des mittelalterlichen Schiffsbaus neue Impulse gegeben sowie die Konstruktion von Repliken angeregt. Drei Nachbauten der bei Bremen gefundenen Kogge segeln heute auf Nord- und Ostsee. Der jüngste Zuwachs in der Familie der Koggen heißt Wissemara – es ist die Rekonstruktion eines auf der Insel Poel in der Nähe von Wismar gestrandeten Schiffs. Der Autor des zu besprechenden Bandes hat als Grabungsleiter nicht nur diese Poeler Kogge, sondern auch das Gellenwrack vor Hiddensee gehoben. In dem mit vielen Photos,

Zeichnungen und Graphiken illustrierten Buch stellt er beide Funde vor.

Das Gellenwrack wie das Poeler Wrack datieren in die zweite Hälfte des 14. Jh. und gehören mit rund 30 Metern Länge und einer geschätzten Transportkapazität von bis zu 230 Tonnen zu den großen Handelsschiffen des Spätmittelalters. Beide Schiffe, so rekonstruiert Förster minutiös, scheiterten in der Einfahrt zu einem Hafen: Das eine strandete vor Hiddensee am sogenannten Gellen, als es Stralsund ansteuerte, das andere lief bei Timmendorf (Insel Poel) auf Grund.

Der Schwerpunkt des Buchs liegt auf der archäologischen Beschreibung und Auswertung der Funde. Förster schildert detailliert die Auffindungssituation der Wracks, berichtet über ihre Bergung und stellt Ladung und Inventar vor. Breiten Raum widmet er der Rekonstruktion der Schiffe und diskutiert Erscheinungsbild und Bauart unter Einbeziehung anderer, auch bildlicher Quellen. Er beschreibt beide Wracks als „hybride Bauform“ zwischen der westeuropäisch-friesischen Bautradition und der nordischen Klinkerbauweise. Diese Mischform sei im Ostseeraum gebaut worden; Schiffsfunde wiesen insbesondere auf die schwedische Ostküste und das Baltikum als Verbreitungsgebiet hin.

Jenseits dieser und vieler anderer Detailbeobachtungen, die der Liebhaber des mittelalterlichen Schiffsbaus sicherlich mit Gewinn studieren wird, bietet das Buch auch für die allgemeine Hansegeschichte Anregungen. Die Ladung des Gellenwracks mit Kalkplatten von Öland illustriert Handelsgüter und -wege; Feuerstellen und Essensreste, Grapen und Spielsteine geben Kunde vom Alltagsleben an Bord; und der Anstieg der Transportkapazität von Schiffen Ende des 14. Jh. geht, so Förster, mit einem wirtschaftlichen Aufschwung einher.

In abschließenden Bemerkungen weist Förster jedoch nur vorsichtig auf die Bedeutung seiner archäologischen Funde für die Geschichte der spätmittelalterlichen Handelsschiffahrt hin. Seine Ergebnisse zu dem Poeler und Gellenwrack werden daher von der

weiteren Forschung zum hansischen Seehandel einbezogen und diskutiert werden müssen, und sie werden ihren Wert in vergleichenden Darstellungen entfalten können.

*Stephan Dusil, Zürich*

Claudia GARNIER, *Die Kultur der Bitte. Herrschaft und Kommunikation im mittelalterlichen Reich (Symbolische Kommunikation in der Vormoderne)*. Darmstadt, WBG 2008. VII, 455 S., Abb.

Das Phänomen der Bitte wurde bislang überwiegend aus sozialwissenschaftlicher oder linguistischer Perspektive untersucht; zahlreiche Analysen belegen, dass die Formen und Funktionen des Bittens zu den gängigsten Interaktionsmustern menschlicher Kommunikation zählen. Kaum thematisiert wurde jedoch die Geschichtlichkeit des Bittens, was sicher damit zusammenhängt, dass die Bitte als allgegenwärtiges Phänomen erscheint, gleichsam ohne historisch verortbaren Anfang und Ende. An diesem Punkt setzt Claudia Garnier ein: In ihrer Münsteraner Habilitationsschrift widmet sie sich nicht der zweifellos immer vorhandenen Existenz des Vorgangs, sondern fragt nach der Funktionalität spezifischer Formen des Bittens in einem exakt abgesteckten institutionellen und sozialen Rahmen. Dabei konzentriert sie sich vor allem auf die Interaktion mittelalterlicher Herrscher mit den Führungsschichten des Reiches und untersucht, wie sich das Verhältnis der politischen Kräfte artikuliert. Zentral ist die Überlegung, „dass die Kommunikationsformen keine statische Größe darstellten, sondern als Teil einer sich wandelnden Ordnung ebenfalls Veränderungen ausgesetzt waren“ (9). Im ersten – sehr knappe verfassten – Kapitel (1–15) entwickelt die Vf. den theoretischen Rahmen ihrer Untersuchung, wobei sie im Wesentlichen an Marcel Mauss' Überlegungen zum Gabentausch oder zur Bitte als „kommunikativem Tauschgeschäft“ (4f.) anknüpft. Es folgen fünf chronologisch gereichte Kapitel, die sich mit dem

Phänomen der Bitte von den Merowingern bis hin zur Regierungszeit Kaiser Maximilians I. auseinandersetzen. Im Einzelnen geht sie dabei ein auf die „Grundlagen in fränkischer Zeit“ (16–64), die „Bitte im Spiegel ottonisch-salischer Herrschaftspraxis“ (65–147), auf „Recht und Form. Kommunikationsmuster in staufischer Zeit“ (148–204), auf „Entwicklungsstufen im 13. und 14. Jahrhundert“ (205–293), auf „Die Bitte des Königs als Herrschaftsrecht“ (257–293) und auf einige „Aspekte der Kontinuität und des Wandels“ am Ende des Mittelalters (294–368). Garniers Darstellung ist überaus gelungen: Sie ist nicht nur durchgängig erfreulich flüssig geschrieben, sondern auch konsequent aus den Quellen geschöpft. Anhand zahlloser, stets prägnant kontextualisierter Beispiele überwiegend aus dem historiographischen aber auch aus dem urkundlichen Bereich, die sie einander vergleichend gegenüberstellt und zueinander in Beziehung setzt, entfaltet die Vf. ein umfassendes Panorama an Kommunikationsakten der Bitte. Immer wieder wird deutlich, dass die Analyse der Handlungen und ihrer Begründungen sowohl des Bittenden als auch des Gebetenen tiefe Einblicke in die, für das Mittelalter so charakteristische, personenbezogene Herrschaftspraxis gewährt. So wird erkennbar, dass die Bitte aufgrund ihrer „doppelten Anbindung“, die sowohl dem Adressaten des Anliegens als auch dem Bittenden bestimmte Verhaltensweisen abforderte, in bestimmten Situationen zum „sanften Druckmittel“ werden konnte (371) oder dass die Bitte als Aufforderungsform vor allem dann Anwendung fand, wenn es um Initialhandlungen ging, die ein herrschaftliches Verhältnis begründeten. Der diachrone Längsschnitt zeigt, welchen Veränderungen das Bitten – und mit ihm: der sozio-politische Rahmen – unterworfen war. Dies wird deutlich an der kontinuierlich zu beobachtenden Tendenz zur Verrechtlichung und Verschriftlichung des Bitt- und Gewährungsvorgangs, wobei zu Recht darauf verwiesen wird, dass auch diese „rationalere“ Form von Herrschaft ohne symbolisches Handeln nicht auskommt. Insgesamt eine kenntnisreiche und mit großem Gewinn zu lesende Darstellung

über das Phänomen der Bitte, die durch ein Orts- und Personenregister leicht zu erschließen ist und durch 15 Abb. und ein umfassendes Literaturverzeichnis ergänzt wird.

*Johannes Bernwieser, München*

Kurt GÄRTNER, Klaus GRUBMÜLLER u. Karl STACKMANN (Hgg.), *Mittelhochdeutsches Wörterbuch*. Erster Band. Doppellieferung 3/4. Lieferung 3: balster – besilieren. Lieferung 4: besingen – bluotekirl. Stuttgart, Hirzel 2007. 257 S. – DIES. (Hgg.), *Mittelhochdeutsches Wörterbuch*. Erster Band. Doppellieferung 5/6. Lieferung 5: bluoten – da(r) abe. Lieferung 6: da(r) ane – ebentiure. Stuttgart, Hirzel 2009. 293 S.

Als 2006 die erste Doppellieferung des ersten Bandes erschien, wurde bereits deutlich, welch einen Fortschritt das neue „Mittelhochdeutsche Wörterbuch“ (MWB) darstellt, wenn man es mit seinen berühmten Vorgängern, dem „Benecke/Müller/Zarncke“ (BMZ) und dem „Großen Lexer“, beides bedeutende Leistungen des 19. Jh., vergleicht (s. „Das Mittelalter“, Bd. 12, 2007, 197 f.). Das Unternehmen schreitet zügig voran. Brachte die erste Doppellieferung vor allem die mit A beginnenden Lemmata, so steht dem Benutzer drei Jahre später mit den folgenden beiden Doppellieferungen auf insgesamt über 700 Seiten bereits der gesamte belegte mhd. Wortschatz von A bis D zur Verfügung. Der „Große Lexer“ begnügt sich dafür mit ca. 250 Seiten deutlich geringeren Umfangs. Gemessen an der ersten Doppellieferung (ca. 650 Primärquellen) ist auch das in den Belegen verwendete Textkorpus mit fast 500 weiteren Primärquellen noch einmal stark angewachsen.

Im quantitativen Umfang lassen sich die drei Wörterbücher allerdings nicht wirklich vergleichen, da sie sich in der Anlage ebenso deutlich unterscheiden, wie in dem lexikalisch dargestellten Zeitraum. Während das MWB sich recht strikt an die heute angesetzten Grenzen des Mittelhochdeutschen hält (1050 bis 1350), erfassen die älteren Wörterbücher auch einen Teil des frühneuhochdeutschen

Wortschatzes bis ins 16. Jh. Ein Problem der beiden älteren Wörterbücher bestand darin, dass sie nur gemeinsam benutzt werden konnten. Der „Lexer“ vermehrte die Zahl der Einträge des BMZ zwar um viele seltenere Wörter aus der Zeit nach 1350, verwies aber gerade bei wichtigen Grundwörtern auf die viel umfangreicheren Artikel und Belege des nach Stammwörtern geordneten BMZ. Für einen genauen Vergleich müßte also ein Artikel des MWB jeweils den Entsprechungen in BMZ und „Lexer“ gegenübergestellt werden. Als Beispiel sei der Artikel *diet* genannt. Im BMZ werden zwei Bedeutungen unterschieden und belegt: „volk, leute, eine menschenklasse“ und „einer aus dem volke, mensch“ (40 Zeilen, darin ausführliche etymologische Angaben). Der „Lexer“ trennt ähnlich, aber mit weniger Belegen „volk, leute, allg.“ von „mensch, kerl“ (17 Zeilen). Das neue MWB verzeichnet und belegt fünf meist in sich weiter differenzierte Bedeutungsgruppen: „Volk, Bewohner eines Landes“, „Schar, Gruppe“, „Einzelperson“ sowie phraseologischen und intensivierenden Gebrauch (112 zudem längere Zeilen).

Jeder Doppellieferung ist eine CD-ROM beigegeben, die jeweils den gesamten aktuellen Text des MWB als zusammenhängendes PDF-Dokument enthält. Das digitale Dokument bietet in der Seitenleiste ein detailliertes Inhaltsverzeichnis, über das die Vorworte, die Quellenverzeichnisse und sogar jedes Lemma rasch direkt angewählt werden können. Mit den Suchfunktionen des verwendeten PDF-Anzeige-Programms (Adobe Reader etc.) läßt sich zudem der gesamte Text durchsuchen.

*Ralf-Henning Steinmetz, Kiel*

Wolfgang GIESE, *Heinrich I. Begründer der ottonischen Herrschaft*. Darmstadt, WBG 2008. 246 S., Abb.

Nach der Doppelbiographie von Gerd Althoff und Hagen Keller zu Heinrich I. und Otto dem Großen von 1985 liegt mit dem Buch von Wolfgang Giese eine aktuelle Monographie über König Heinrich I. (gest. 936) vor.

Dies spiegelt zum einen das anhaltend große Interesse der Mittelalterforschung an einem Zeitraum wider, der maßgeblich mit dem Beginn des deutschen Reichs verknüpft wird. Zum anderen reflektiert es die reichen, zuweilen kontrovers diskutierten Forschungsergebnisse der letzten zwei Jahrzehnte über die Regierung Heinrichs. Auf der Basis einer sorgfältigen Quellenanalyse gelingt es dem Verfasser, die Fülle der neueren Detailstudien zusammenzuführen und ein aufschlussreiches Bild des frühen sächsischen Königums zu zeichnen.

In der Einleitung (11–38) setzt sich Giese insbesondere mit der Quellenproblematik auseinander. In der Kontroverse um die Aussagekraft der wenigen überlieferten Zeugnisse, die häufig mit zeitlichem Abstand verfasst sind und einen stark verzerrten Blick auf Heinrich liefern, nimmt er eine ausgewogene Position zwischen einer eher pessimistischen und einer eher optimistischen Haltung ein. So setzt er sich etwa von der in der jüngeren Forschung geäußerten Radikalkritik an der Verwertbarkeit der ‚Sachsengeschichte‘ Widukinds von Corvey ab, die als wichtigste erzählende Quelle für die Zeit Heinrichs gilt. Gleichzeitig teilt er die Auffassung, sich bei der Analyse von Vorgängen und Strukturen des 10. Jh. nicht zu stark von ethnologischen Studien zu schriftlosen Gesellschaften leiten zu lassen (32 f.). Aus der Gegenüberstellung der weit auseinandergelassenen Standpunkte zur Frage des Beginns des deutschen Reiches und eines deutschen Selbstbildes wird der Konstruktcharakter solcher Zuschreibungen deutlich, für den es keine zeitgenössischen Quellenbelege gibt. Aufgrund des zunehmenden deutschen Anteils in dieser ostfränkisch-frühdeutschen Übergangsperiode, hält Giese die Verwendung der Begrifflichkeiten dennoch für vertretbar (37 f.).

Beginnend mit der Herkunft und der vor-königlichen Zeit, zeichnet Giese in den folgenden sieben Kapiteln die Herrschaft Heinrichs nach. Schwerpunkte liegen auf dem Prozess der Königswerdung und der Frage nach dem Salbungsverzicht (61–69) sowie auf der Bekämpfung

fung der Ungarn als größter äußerer Gefahr (94–119). Die Konsolidierung des ostfränkischen Herrschaftsraumes und dessen Erweiterung um das Regnum Lotharingen (70–93) führt Giese auf die geschickte Politik Heinrichs zurück, der sich die Unterstützung der Großen des Reiches vor allem durch Freundschaftsbündnisse sicherte. Den auf diese Weise gewonnenen inneren Frieden konnte er Zeit seines Lebens weitgehend bewahren (92). Eine eher konsensuale Politik konstatiert Giese auch für die von gegenseitiger Achtung und Loyalität geprägte Beziehung zum Reichsepiskopat (156). Aus dieser starken Position heraus konnte Heinrich die Designation seines Sohnes Otto I. in die Wege leiten und – von Giese überzeugend gegen ältere Thesen vorgebracht – kurz vor seinem Tod auf dem Erfurter Hoftag 936 endgültig durchsetzen (178).

Das mit dem bezeichnenden Titel „Versuch einer Persönlichkeitswürdigung“ versehene, abschließende Kapitel (184–190), verdeutlicht nochmals die schwierige Quellenlage. Giese bündelt hier die in den Einzelabschnitten gewonnenen Erkenntnisse und führt den eigenständigen und durch *amicitia*-Bündnisse geprägten Regierungsstil als größte Leistung Heinrichs I. an. Dadurch konnten die krisenhaften inneren Verhältnisse unter seinen Vorgängern überwunden und bemerkenswerte außenpolitische Erfolge erzielt werden, so dass das Reich gegen Ende der Herrschaft Heinrichs eine durchaus hegemoniale Stellung im christlichen Europa einnahm (190).

Wolfgang Gieses Monographie besticht durch ihre kritische Auseinandersetzung sowohl mit den Quellen als auch der Forschung. Dem interessierten Leser bietet sie einen fundierten und kompakten Einstieg in die Thematik; die von dem Verfasser gesetzten Akzente werden die Wissenschaft zu neuen Untersuchungen anregen. Trotz der weitgehenden Beschränkung auf deutschsprachige Werke runden ein äußerst detaillierter Anmerkungsapparat sowie ein ausführliches Literaturverzeichnis (191–243) die klar strukturierte und elegant geschriebene Studie ab.

*Stefan Schröder, Kassel*

Gundula GREBNER u. Johannes FRIED (Hgg.), Kulturtransfer und Hofgesellschaft im Mittelalter. Wissenskultur am sizilianischen und kastilischen Hof im 13. Jahrhundert (Wissenskultur und gesellschaftlicher Wandel 15). Berlin, Akademie Verlag 2008. 404 S., Abb.

Fast sieben Jahre hat es gedauert, bis nun endlich die Beiträge zur interdisziplinären Tagung „Wissen an Höfen und Universitäten: Rezeption, Transformation, Innovation“ (Oktober 2001) gedruckt vorliegen. Veranstalter war das Teilprojekt des Frankfurter Forschungskollegs bzw. SFB 435 „Wissenskultur und gesellschaftlicher Wandel“, das sich mit dem „Königshof als Beispiel“ beschäftigt. Ziel war es, spezifische Träger, Inhalte und Darstellungsformen des Wissens an königlichen Höfen im Unterschied zu anderen Orten der Wissensvermittlung (vor allem zu den Universitäten) herauszuarbeiten. Im Zentrum des Interesses steht der sizilianische Hof Friedrichs II. – nicht unbedingt ein typisches Beispiel, wenn auch ergiebig, was Kulturtransfer angeht. Als Vergleich soll eigentlich der kastilische Hof, besonders unter Alfons X., dienen. Dieses Kapitel nimmt jedoch nur rund ein Zehntel des stattlichen 400-Seiten-Bandes ein und widmet sich (mit Ausnahme des kurzen Beitrags von Ch. BURNETT über die königliche Förderung von Übersetzungen aus dem Arabischen) philologischen bzw. sprachgeschichtlichen Spezialfragen. Insgesamt spielen Übersetzungen und Textbearbeitungen eine herausgehobene Rolle als Untersuchungsgegenstand; methodisch stehen Textanalyse (einschließlich Bild-Text-Bezügen), Textgeschichte und z. T. Textedition im Vordergrund. Die eigentlich historische Fragestellung – etwa zur Hofgesellschaft oder zur höfischen Wissenskultur, wie es der Titel verspricht – tritt demgegenüber völlig zurück. Unter den ins Auge gefassten Schriften ragt das Falkenbuch ‚Moamin‘ hervor, dessen Vorlagen, Wissenstradition, Kontext, handschriftliche Überlieferung, Übersetzungs- und Wirkungsgeschichte in insgesamt sechs Beiträgen untersucht werden; soeben ist übrigens parallel dazu eine Monografie von Stefan

Georges erschienen. Ein zweiter identifizierbarer Schwerpunkt ist der ‚Liber introductorius‘ des Michael Scotus, dem drei Aufsätze gelten.

Nicht verhehlt werden soll, dass das gelehrte Buch sehr schwer lesbar ist. Die langjährige intensive Beschäftigung mit einem Thema verleitet leider nicht nur zu stilistischen Absonderlichkeiten, sondern auch zu unübersichtlicher und letztlich hermetischer Detailfülle, bei der man schmerzlich einen expliziten Bezug zum Rahmenthema und erst recht einen übergreifenden bzw. resümierenden Beitrag vermisst. G. GREBNERs Einleitung ist insofern ein Totalausfall, der an den Anfang gestellte sehr schöne historische Aufsatz von I. J. YUVAL zum Jahr 1240 als jüdischem Millennium hat nichts mit dem Rahmenthema zu tun, und Th. RICKLIN nimmt abschließend zwar mit Aristoteles die zentrale Hintergrundfigur „im Verwissenschaftlichungsschub des 13. Jahrhunderts“ ([!], 11) in den Blick, jedoch ganz speziell am Beispiel des Johann von Wales.

*Ortrum Riha, Leipzig*

Dorothee GUGGENHEIMER, Ursula HASLER, Rezia KRAUER u. Stefan SONDEREGGER, Medizinische Fürsorge in der Stadt St. Gallen: Mittelalterliche und frühneuzeitliche Dokumente aus dem Stadtarchiv St. Gallen. Interaktive Leseübungen und Kommentare (Edition Ad fontes: Quellen aus Archiven und Bibliotheken). Zürich, Chronos 2009. CD-Rom.

19 Texte zur Hospitalgeschichte der Klosterstadt St. Gallen haben die vier Mitarbeiter des Stadtarchivs St. Gallen für eine CD-Rom ausgewählt, mit der angehende Geschichtsstudenten ihre paläographischen Fähigkeiten üben können. Von den Texten stammen einer aus dem 13. Jh., drei aus dem 15., fünf aus dem 16., drei aus dem 17. und sieben aus dem 18. Jh., was zu einer entsprechenden Bandbreite an Graphien führt. Gattungsmäßig werden normative Texte, Rechnungen, Verträge, Protokollbücher berücksichtigt. Außer mittels einer kurzen Vorstellung der St. Galler Einrichtungen der Sozialfürsorge im Abschnitt „Hintergrund“ wird jede Quelle

durch eine kurze Einleitung kontextualisiert. Der „Hintergrund“ liefert zudem für jeden Text ein paar Literaturangaben. Aus hospitalhistorischer Sicht enthält die Auswahl keine spektakulären Quellen, bietet aber einen guten Einblick in die häufigsten Quellengattungen und Fragestellungen, auch wenn etwa die Zeilen aus dem Pfrundbuch mit einem Menüplan aus dem 16. Jh. als selten gelten dürfen.

Der Benutzer kann jeweils den gebotenen, nur wenige Zeilen langen Quellenausschnitt in einem eigenen Kasten transkribieren und anschließend mit der mitgelieferten Transkription vergleichen. Falsch transkribierte Wörter (und nicht nur die entsprechenden Buchstaben) werden dabei jeweils rot angezeigt. Auch vom Leser eigenständig korrigierte Wörter bleiben rot gekennzeichnet. Die einmal angefertigte Transkription des Benutzers bleibt anschließend auf der CD-Rom erhalten. Tipps zur Transkription werden angezeigt, wenn man mit dem Cursor über den Originaltext fährt. Dasselbe kann man mit einer Lupe machen. Beide Funktionen habe ich allerdings eher zufällig entdeckt.

Problematisch sind die Regeln, die bei der mitgelieferten Transkription zur Anwendung kommen und die im Kapitel „Regeln“ sowie in den Hinweisen zu den einzelnen Texten dem Benutzer empfohlen werden, denn bei Nichtbeachtung wird seine Transkription als fehlerhaft markiert. So ist die Transkription keineswegs buchstabengetreu wie behauptet wird, denn u/v und i/j sollen nach heutigem Lautverständnis normalisiert werden, langes und kurzes s einheitlich transkribiert, (nur) Namen großgeschrieben, Distinktionszeichen weggelassen, zusammengeschiedene Wörter getrennt, der Zeilenumbruch aber beibehalten werden. Diese Vorgehensweise hat zwar bei den Herausgebern historischer Quellen Tradition, wird aber von den Sprach- und Schrifthistorikern bedauert, da für sie wichtige Informationen verloren gehen. Nervig ist der Umstand, dass man die CD-Rom jedes Mal neu starten muss, wenn man das Programm verlässt, weil man sie nicht auf dem Schirm minimieren kann.

Als erster Einstieg in die Paläographie ist die CD-Rom sicher nützlich, die Textauschnitte sind aber zu kurz, als dass man einen gesicherten Umgang mit den verschiedenen historischen Graphien erwerben könnte. Vielleicht kann die CD-Rom aber Interesse für Hospitalgeschichte wecken, denn die knappen Einführungen machen eher neugierig als dass sie einen Überblick vermitteln.

*Michel Pauly, Luxemburg*

Peter HEINE, *Der Islam*. Düsseldorf, Patmos 2007. 395 S.

Will man sich als Fachfremder über den Islam informieren, ist es gar nicht so einfach, eine gute Einführung zu finden. Umso erfreulicher daher das nun vorgelegte Buch des Berliner Islamwissenschaftlers Peter Heine. Statt der in den Medien üblichen Verengung des Blickes auf angeblich religiös motivierte nationale und internationale Konflikte führt uns der Vf. die komplexen islamischen Gesellschaftssysteme und ihre normativen Grundlagen in einer historischen Perspektive vor Augen. Er möchte dem Leser zu einer erweiterten Kenntnisnahme der religiösen, wirtschaftlichen, kulturellen, alltagsweltlichen, rechtlichen und ästhetischen Praxen in islamisch geprägten Gemeinschaften verhelfen. Der Vielschichtigkeit der muslimischen Welten wird nicht zuletzt durch die verschiedenen Textmedien innerhalb des Bandes überzeugend Rechnung getragen. Neben dem durchgängigen Haupttext finden sich optisch klar erkennbare kritische Stimmen von Muslimen und Nicht-Muslimen, zentrale Originaldokumente, zahlreiche anschauliche und gut erläuterte Karten, viele Bildwerke aus der islamischen Kunst sowie historische Bilddokumente und Motive aus der heutigen islamischen Welt. In einer sehr sinnvollen zusätzlichen Randspalte gibt es für den Leser zudem noch weiterführende Informationen, aufschlussreiche Stellungnahmen und interessante literarische Zeugnisse. Zusammenfassende Abschnitte am Ende von Kapiteln oder Sinnabschnitten ermöglichen eine rasche Orientierung und eine schnelle Übersicht.

Das Werk informiert kundig und in sehr angenehm zu lesendem Stil über Religion und Kultur, Geschichte und Gegenwart des Islams. Es dient der grundlegenden Einarbeitung in das Thema und verschafft einen weit gefassten Überblick, ohne dabei jedoch an der Oberfläche zu verweilen. Heine gelingt es sehr gut, Fundiertes zu den verschiedenen historischen Epochen, den unterschiedlichen islamischen Richtungen sowie zu den langfristigen Entwicklungen und heutigen Perspektiven zu sagen. So geht es inhaltlich neben der Entstehung der Grundlagen des Islams, der Ausformulierung seiner theologischen, juristischen und philosophischen Lehren und ihrer heutigen Auslegung auch um solch umstrittene Themen wie die Position der Frau, die Rolle des Rechts oder das rechte Verhalten von Muslimen unter nicht-muslimischer Herrschaft. Aber auch die Frage nach dem Verhältnis der Religion zur Gewalt und die Hintergründe der terroristischen Anschläge von 2001 werden mit der gebotenen Ausführlichkeit behandelt.

Die Kapiteleinteilung des Buches spiegelt sehr schön das Spektrum der vom Vf. präsentierten Bereiche wider: „Eine dynamische Religion“ – „Der Prophet Muhammad und der Koran“ (auch: Korankommentare, der Umgang mit dem Koran – Kalligraphie und Kunst, Prophetentraditionen) – „Die Glaubenspflichten“ – „Das Recht“ – „Sonderformen und Sekten“ (Schiiten, Alewiten) – „Mystik“ – „Volksreligion“ – „Die Position der Frau“ – „Islamismus und radikaler Islam“. Alles in allem also eine wirklich gelungene Einstiegslektüre für jeden, der sich mit dem Islam und mit islamischen Gesellschaften befassen möchte.

*Stephan Conermann, Bonn*

Eckart HENNING, *Hennings HIWI-Test*. 175 Fragen und Antworten rund um die Historischen Hilfswissenschaften. Berlin, BibSpider 2009. 135 S.

Schon der Name lässt auf wenig Eigenständiges schließen und mag auf Neulinge im Fach



Geschichte nur wenig anziehend wirken: Historische Hilfswissenschaften. Jeder aber, der schon eine Weile dabei ist, weiß, wie wichtig sie bei einer Untersuchung sein und wie viel Aufregendes sie bereithalten können. Dennoch hatten und haben sie es als eigenständige Wissenschaften nie leicht, vielleicht auch, weil ihre Disziplinen von Epoche zu Epoche variieren und zudem sperrige Eigenheiten bereithalten. Anfangs haben sie leicht etwas Pedantisches und Formalistisches, ihre Reize und Möglichkeiten zeigen sie erst bei intensiver Beschäftigung mit Quellen, also in ihrer Anwendung.

Henning, zuletzt Direktor des Archivs zur Geschichte der Max-Planck-Gesellschaft, hat nun aus gut 25-jähriger Lehrerfahrung ein Buch zu den Historischen Hilfswissenschaften zusammengestellt. Diesen HIWI-Test sieht der Autor als Teil seiner „Bemühungen, die an den Universitäten randständig gewordenen ‚HIWI‘ [Hilfswissenschaften] wieder stärker ins Bewusstsein ihrer Nutznießer zu rücken ...“ (8). Dieses Vorhaben ist richtig und aller Unterstützung wert. Wie geht Henning das an?

Er ergänzt den Kern der Hilfswissenschaften, wie er sich bei dem überaus einflussreichen und nach wie vor weit verbreiteten Ahasver von Brandt findet – Historische Geographie, Chronologie, Genealogie, Paläographie, Diplomatik und Aktenkunde, Heraldik, Sphragistik und Numismatik – um die eher neuzeitlichen Fächer Autographenkunde, Phaleristik (Ordenskunde), Titulaturenkunde und Vexillologie (Fahnen- und Flaggenkunde). Alle Themen werden in insgesamt 175 Fragen und Antworten vorgestellt, einleitende Texte für die Einzelgebiete fehlen jedoch. Der Leser ist jeweils gleich mit Fragen konfrontiert, die oft sehr an Klausuren erinnern. Dabei fallen die Formulierungen manchmal sehr unspezifisch aus (Wozu benötigt der Historiker die Diplomatik? – Zum Lesen und Verstehen mittelalterlicher Urkunden, insbesondere um Fälschungen und Verfälschungen zu erkennen. [51 f.]), oder richten sich stark an der eigenen Herangehensweise des Autors aus (Welche Funktion hat der Historiker Ottokar Lorenz

der Genealogie zugewiesen? – Lorenz weist der G. in seinem ansonsten genetisch veralteten „Lehrbuch ...“ (1898) eine Bindegliedfunktion zu [59 f.]). Auch einige Formulierungen machen stutzig: So erfährt der Leser auf die Frage „Wann ‚verstarb‘ das Fräulein?“, dass die Anrede „in den siebziger Jahren auf feministisches Betreiben hin amtlich abgeschafft“ wurde (111 f.). Das ist nicht nur reichlich vage, sondern tendenziös, sondern auch verkehrt. Und gehört es wirklich zur „eisernen Ration“ hilfswissenschaftlichen Grundwissens“ (8) zu wissen, welche Anreden sich Adolf Hitler zulegte (111)? Die Beantwortung mancher tatsächlich grundlegender Fragen fällt hingegen zu knapp und undifferenziert aus (42 zur Kalenderreform; 52 zu Urkundenschreibern; 102 zum Siegelbild).

Auf diesen Test kann wohl nur eine Vorlesung des Autors vorbereiten. Wer diese nicht gehört hat, kann zwar den Band zum unterhaltsamen und lehrreichen Schmökern nutzen, eine systematische Vorbereitung auf den Test ist er ebenso wenig wie eine allgemeine Einführung in die Historischen Hilfswissenschaften. Die beigegebene Bibliographie verzeichnet nur Veröffentlichungen Hennings, nicht aber die Literatur, mit der sich Interessierte in die Hilfswissenschaften einlesen könnten. So wird der angestrebte Nutzerkreis – keineswegs nur Kollegen, sondern Archiv- und Bibliotheksnutzer sowie Museumsbesucher – wenig damit anfangen können, zumal sie bisher wohl auch keinen „kleinen Katechismus der Historischen Hilfswissenschaften zu eigenen Trainings- und Nachschlagezwecken vermisst haben.“ Wer etwas über die einzelnen Disziplinen der HIWI's wissen möchte, wird sich weiterhin dem, mittlerweile in der 17. Auflage erschienenen, „Werkzeug des Historikers“ Ahasver von Brandts zuwenden müssen. Oder der seit 2004 in Einzeldarstellungen (von unterschiedlicher Qualität) erscheinenden Reihe der „Hahnsche[n] historischen Hilfswissenschaften“, oder dem vom Autor mit herausgegebenen Band „Die archivalischen Quellen“.

*Jan Ulrich Büttner, Bremen*

Robert G. HOYLAND u. Brian GILMOUR, *Medieval Islamic Swords and Swordmaking. Kindi's treatise „On swords and their kinds“* (ed., transl., and comm.). Oxford, Gibb Memorial Trust 2006. VII, 216 S., Abb.

Ya'qûb ibn Ishâq al-Kindî (ca. 800–ca. 870), Nachfahre eines Prophetengefährten, Lehrer eines Kalifensohnes und Verfasser zahlreicher Schriften, hinterließ mit seiner Abhandlung eine Momentaufnahme der in der Mitte des 9. Jh. aus arabischer Sicht bekannten und geschätzten Schwerttypen. Sie wurde für einen Kalifen angefertigt, ist lediglich in zwei eindeutig mittelalterlichen Handschriften überliefert, was auf eine geringe Verbreitung schließen lässt, ist ungefähr 14 moderne Druckseiten lang und hier erstmals arabisch-englisch publiziert. Ihre Besonderheit liegt darin, dass sie, wie J. Allan in der Einleitung hervorhebt, als älteste ihrer Art die eigentliche Schriftlosigkeit der Handwerker, die ihre Fertigungstechniken in der Regel nur mündlich tradierten, durchbrach. Andererseits schrieb al-Kindî nicht nur aus eigener Anschauung oder Erfahrung; vielfach ließ er sich von Informationen aus der Dichtung oder „dubious oral traditions“ (158) leiten.

Al-Kindî unterschied zunächst die Materialien, die der Schmied benutzte: „weibliches“ Weicheisen, „männliches“ Harteisen oder eben die vorzuziehende Kombination aus beiden, die, zu Stahl gehämmert, den „fränkischen“ (d. h. nordwesteuropäischen) Schwertern und denen aus Sulaymân (unbestimmt, wohl in Zentralasien) sowohl Elastizität als auch Härte und Schärfe verlieh. Im Nahen Osten, auf der arabischen Halbinsel sowie in Zentral- und Ostasien kam dagegen, so al-Kindî, in erster Linie Tiegelstahl zum Einsatz. Entsprechend der Herkunft der Schwerter oder auch nur des zur Verarbeitung bezogenen Stahls (z. B. aus Indien oder Sri Lanka) bildete al-Kindî zehn Gruppen; von vielen Schwertern wusste er, wieviel sie wogen und kosteten; er beschrieb ihr Aussehen und ihre Haltbarkeit. So neigten etwa die Schwerter aus dem Yemen dazu, an kühlen Tagen leicht zu brechen; die zweischneidigen „fränkischen“ Schwerter wiesen

eine markante Blutrille auf. Die Tatsache, dass diese europäische Waffe am Euphrat nicht nur gut bekannt war, sondern von al-Kindî ausführlich gewürdigt wurde, gestattet, wie Rez. anmerkt, Rückschlüsse auf ihre Wertschätzung bei den Arabern.

Al-Kindîs Text ergänzend breitet Hoyland das Wenige aus, was über den Autor bekannt ist, und erläutert kurz die Bildungssituation unter den Abbasiden in Bagdad. Ferner stellt er die Manuskripte vor, auf denen die Edition basiert: die beiden bekannten Handschriften aus Istanbul (11. Jh.) und Leiden (13. Jh.), die bereits 1952 zu einem (nicht fehlerfreien, emendierten) arabischen Druck dienten, sowie ein unlängst in Turin entdecktes, hinsichtlich seines Zustandekommens noch zu hinterfragendes Manuskript, das Hoyland nicht besser als „anywhere between the thirteenth and twentieth centuries“ (9) zu datieren vermag. Zusammen mit M. Mühlhäusler geht Hoyland dann der Erwähnung von Schwertern in der arabischen Poesie nach; da über den Lobpreis der Waffe hinaus gelegentlich ihre Herkunft und Fertigung verraten wurden, unterstreichen und ergänzen die Dichterverse al-Kindîs Kenntnisse, die Gilmour durch einen eigens beigefügten Kommentar weiter erschließt. En passant verweist er (7, Anm. 18; 81, Anm. 108; 199) die noch heute kursierende Auffassung von der besonderen Hochwertigkeit der „Damaszener Klingen“ (im Sinn von Schwertern aus Damaskus) ins Reich der spätmittelalterlichen Phantasie. Im Anhang finden sich zwei Auszüge aus Traktaten von Ġābir ibn Ḥayyān (Geber, 8. Jh.) und Aḥmad al-Bīrūnī (um 1000) über Eisen in englischer Übersetzung, ferner – zur Überprüfung der oft schwierigen Lesungen – fotografische Ablichtungen der Handschriften des al-Kindî-Textes sowie ein Namen- und Sachregister.

*Ekkehart Rotter, Frankfurt a. M.*

[Johannes ‹Physicus›,] John the Physician’s „Therapeutics“. A Medical Handbook in Vernacular Greek. Hrsg. v. Barbara ZIPSER (Studies in Ancient Medicine 37). Leiden, Boston, Brill 2009. X, 377 S.

Der Wiener Byzantinist H. HUNGER (1914–2000), der auch ein besonderes Interesse für die byzantinische Medizin hegte, formulierte in seinem 1978 erschienenen Handbuch „Die hochsprachliche Literatur der Byzantiner“ (hier Bd. 2, 304), liebevoll-ironisch, es gebe unter den byzantinischen medizinischen Texten „noch so manches Dornröschen, das auf seinen medizinisch und philologisch geschulten Prinzen [...] wartet“. Gemeint war damit, dass abgesehen von den recht gut bekannten spätantiken medizinischen Enzyklopädiën eines Oreibasios, Aetios oder Alexander von Tralles zahlreiche spätere Texte existieren, gekennzeichnet, hier wieder HUNGER, von „einer zunehmenden inhaltlichen und formalen Verarmung [...], die den meisten Texten so gut wie jede Attraktivität raubt. Niemand wird monatelange Arbeit auf das Lesen elend geschriebener Codices aufwenden wollen, um zuletzt eine Rezeptsammlung mehr aus dem Dschungelbereich der Iatrosophia in Händen zu haben“ (ebd.). Barbara Zipser hat sich, um im Bild zu bleiben, unverdrossen durch ein Dickicht der handschriftlichen Überlieferung geschlagen, einen vorher nur schemenhaft bekannten Text sorgfältig ediert und für die Forschung zugänglich gemacht. Sie hat für diese erste kritische Ausgabe eines hochmittelalterlichen griechischen medizinischen Textes allerdings nicht Monate, sondern Jahre gebraucht, wie man leicht versteht, wenn man ihr Buch zur Hand nimmt. Das Ergebnis rechtfertigt den Aufwand, gerade weil es sich um ein „Iatrosophion“ handelt, das einen Weg durch den mittelbyzantinischen Medizin-„Dschungel“ in die medizinische Praxis des Hochmittelalters weist. Der besagte Text, einem nicht näher identifizierbaren „Johannes“ zugeschrieben, stammt aus dem späten 13. bis frühen 14. Jh. und ist vermutlich außerhalb Konstantinopels, möglicherweise auf Zypern oder einer Insel

der Ägäis, entstanden. In der ersten Zeile des Vorworts gibt sich der Text als Werk τοῦ θαυμασιωτάτου Γαληνοῦ („des höchst bewunderungswürdigen Galen“) aus und führt etwas später ein verballhorntes Hippokrates-Zitat an. Die großen Namen unterstreichen den aus der Tradition gespeisten Anspruch auf Glaubwürdigkeit und Autorität. Wie Zipser zeigt, liegen keine originalen Galen- oder Hippokrates-Texte zugrunde; inhaltliche Nähe besteht hingegen zu dem Handbuch des sog. Theophanes Chrysobalantes (10. Jh.).

In mehr als 200 Kapiteln sind in der traditionellen Ordnung „vom Scheitel bis zur Sohle“ jeweils eine Krankheit und Rezepte zu deren Behandlung enthalten; der (moderne) Begriff „Rezept“ bietet sich insofern an, als hauptsächlich zusammengesetzte Heilmittel pflanzlicher, mineralischer oder tierischer Herkunft aufgeführt sind, daneben auch Aderlass und Purgation, Magie hingegen fehlt. Die zugrunde liegende medizinische Theorie der Vier-Säfte-Lehre ist eingangs des Textes in wenigen Zeilen zusammengefasst.

Der Text ist im Sinne der byzantinischen Diglossie, hier gemeint als Spaltung der Literatur in einen „hochsprachlichen“ und einen „volkssprachlichen“ Zweig, in zwei Sprachebenen überliefert. Die hochsprachliche Version ist in nur einer Handschrift erhalten (Monacensis graecus 551), die volkssprachliche in mehreren, wie dies für einen Gebrauchstext auch naheliegend erscheint. Auf den Bezug zur Praxis deuten auch die zahlreichen Gebrauchsspuren der wichtigsten Handschrift (Medical Society London, Wellcome Library). Die volkssprachliche Version wurde in spätbyzantinischer Zeit, erhalten sind zwei Handschriften, wiederum in eine höhere Sprachebene „zurückübersetzt“. Zipser bietet die „originale“ hochsprachliche Version in einer kritischen Edition mit englischer Übersetzung, ergänzt um einige erläuternde Fußnoten. Bei der volkssprachlichen Variante differieren die Lesarten in vielen Fällen, und es lässt sich kein Standard angeben, der als Maßstab für „richtig“ oder „falsch“ dienen könnte. Zipser ist hier pragmatisch vorgegangen und bietet einen lesbaren Text, der

freilich, wie sie selbstkritisch bemerkt, in keiner Handschrift überliefert ist. Mehrere Appendices, so eine Konkordanz der Kapitel in den verschiedenen Versionen, ermöglichen eine gezielte Arbeit mit dem Text. Im Literaturverzeichnis vermisste ich lediglich die Arbeiten von A. M. Ieraci Bio über die *Iatrosophia*. Insgesamt erschließt Zipsers Buch einen umfangreichen, nachweislich in der medizinischen Praxis benutzten byzantinischen Text in mustergültiger Weise. Es handelt sich um einen höchst wertvollen Beitrag zur Erforschung der mittelalterlichen Medizin.

*Karl-Heinz Leven, Erlangen*

Mayke DE JONG, *The Penitential State. Authority and Atonement in the Age of Louis the Pious, 814–840*. Cambridge, Cambridge University Press 2009 (ND 2010). XV, 317 S., Abb.

Für Ludwig den Frommen scheint endlich die Zeit für die seit langem geforderte, umfassende Neubewertung seiner Herrschaft (814–840) gekommen. Der Sohn Karls des Großen, der sich besonders von der Forschung des 19. Jh. stets an seinem berühmten Vater messen lassen musste, ohne mit ihm Schritt halten zu können, ist in den vergangenen Jahren wieder merklich in den Fokus der Forschung gerückt.

Es sind offenbar die 830er Jahre, deren Krisen der älteren Forschung als Anfang vom Niedergang erschienen, die sich als Untersuchungsgegenstand besonders eignen. Für 2009 können gleich zwei Monographien (neben dem Buch von de Jong: C. M. Booker, *Past Convictions*) verzeichnet werden, die die öffentliche Buße Ludwigs 833 als das herausragende Ereignis der 830er Jahre in den Blick nehmen und zeigen, dass die Deutungsspielräume noch lange nicht erschöpft sind.

Mayke de Jong hat ihrem Buch einen Titel gegeben, der Untersuchungsgegenstand und Thesen geschickt verdichtet: „Penitential state“ bezeichnet nicht nur den Büsserstand, sondern auch ein Gemeinwesen („Staat“), in dem Buße ein weithin akzeptiertes Mittel der Herrschaftsausübung war.

Unter Rückgriff auf ihre einschlägigen bisherigen Forschungen bietet de Jong neue Lesarten der Regierungszeit Ludwigs, über die sie in einem nützlichen einführenden Kapitel einen Überblick gibt, während das zweite Kapitel in die wichtigsten narrativen Quellen einführt. Das dritte Kapitel ist sicherlich als Kern und Schlüssel des Buches zu sehen: Laut de Jong erwies sich Ezechiel 3, 18–19, wo darlegt wird, dass der, der sich der Sünde seiner Mitmenschen nicht entgegenstellt, selbst mitschuldig wird, für die Zeitgenossen als Schlüsseltext, der Kritik am Herrscher legitimierte, ja sogar dazu verpflichtete. Ludwig sei daher nicht einseitige, destruktive Kritik entgegengebracht worden, sondern vielmehr *admonitio*, die von den allgemeinen Wertvorstellungen am Hofe getragen und akzeptiert worden sei, da sie wohlmeinend und konstruktiv gewesen sei. *Admonitio* und die daraus resultierende *correctio* (von der Forschung meist „Reform“ genannt) seien nicht nur Aufgabe der Bischöfe, sondern auch des Herrschers und der anderen Großen gewesen. Die Bußeleistungen Ludwigs seien nur verständlich, wenn man die Vorstellung berücksichtige, dass jeder, der ein göttlich verliehenes *ministerium* (Amt) innehatte, Gott Rechenschaft schuldig sei. Zwischen 828 und 834 habe sich jedoch die Kritik von wohlwollender *admonitio* zu negativer *increpatio* gewandelt. So werden zunächst in Kapitel 4 die Jahre 828/29 untersucht, in denen sich ein kollektives Krisenbewusstsein entwickelte: Zahlreiche Vorzeichen und Unglücke in diesen Jahren warfen die Frage auf, wodurch Gott gekränkt worden sei, und führten zu Forderungen nach *correctio* und *emendatio*. Die Texte seien jedoch als positive Ermahnung und in der Hoffnung auf tatsächliche Besserung verfasst worden. Kapitel 5 behandelt die Aufstände 830/31 als eine Art Auftakt zur Revolte von 833, der de Jong das sechste und längste Kapitel widmet. Ausführlich untersucht sie dort die Geschehnisse von 832 bis 835 und besonders die auffällig große Zahl an Texten, die vor allem auf Seiten der Bischöfe produziert wurden. Sie betont, dass die erzwungene öffentliche Buße Ludwigs nicht von ihrem religiösen Inhalt getrennt, nur als reines Mittel zur Absetzung gesehen werden dürfe.

Durch die Neubewertung politischer Verbrechen als Sünde, die sich während Ludwigs Herrschaft durchsetzte, sei öffentliche Buße folgerichtig zu einem akzeptierten Mittel politischer Herrschaft geworden. Die Zeitgenossen hätten sich daher, anders als die moderne Historiographie, nicht an der Buße des Herrschers an sich gestört, sondern vor allem über die Legitimität der Buße Ludwigs reflektiert, insbesondere darüber, ob es eine freiwillige und daher ehrenhafte oder eine unfreiwillige, schändliche Buße war. Letztlich habe jedoch der Kampf beider Seiten um die Kontrolle der Inszenierung und die Deutungshoheit zu einem Überhitzen der „machinery of the penitential state“ (249) geführt, für deren „Abkühlen“ Ludwig zwei Jahre benötigt habe. Der Epilog bietet einen Ausblick auf den „penitential state“ nach Ludwig. Das Buch wird ergänzt durch Karten und Stammtafeln sowie eine englische Übersetzung zentraler Quellen.

Mayke de Jong hat ohne Zweifel mit dieser überzeugenden und gewohnt souverän formulierten Untersuchung für die weitere Forschung zu Ludwig dem Frommen eine unverzichtbare Grundlage geschaffen.

*Annette Grabowsky, Tübingen*

Ruth Mazo KARRAS, *Sexualität im Mittelalter*. Aus dem Amerikan. übers. v. Wolfgang HARTUNG. Düsseldorf, Artemis und Winkler 2006. 349 S., Abb.

Karras' Studie, die im Jahr 2005 bei Routledge unter dem Titel „Sexuality in Medieval Europe. Doing unto Others“ erschien, bietet eine Art Kinsey-Report für das Mittelalter. Sie differenziert ihren Gegenstand anhand der Oppositionen von praktizierter und nicht praktizierter, ehelicher und nichtehelicher sowie männlicher und weiblicher Sexualität.

Karras klassifiziert das vom Klerus propagierte Ideal der Keuschheit als Form der Sexualität, denn sie definiert sich von jenem Akt her, den sie ablehnt, und produziert ihrerseits zahlreiche Akte, die der Abwehr der Sexualität dienen. Die Sexualfeindlichkeit, die Karras

dem christlichen Mittelalter attestiert, ist, ganz im Sinne Foucaults, als Ideologie zu verstehen, die mithilfe bestimmter Diskurse und Praktiken der Vermeidung von Sexualität eben diese permanent präsent hält.

Im Kapitel zur ehelichen Sexualität zeichnet Karras eine epochale Verschiebung nach. Waren im frühen Mittelalter Konkubinat und Friedelehe anerkannte Formen des Zusammenlebens von Mann und Frau und somit legitime Orte des sexuellen Verkehrs, setzte die Kirche im hohen Mittelalter zunehmend die Alleinverbindlichkeit der vor dem Priester geschlossenen Ehe durch. Die kirchlichen Forderungen der Monogamie und Reproduktion sowie die enge Auslegung des Inzestverbots hatten ökonomische Implikationen. Geregelt wurde, wer wen heiraten oder nicht heiraten, wer mit wem, wie und zu welchem Zweck verkehren oder nicht verkehren, wer wen beerben oder nicht beerben konnte. Die Kirche lehnte Empfängnisverhütung strikt ab, trug aber selbst zur Empfängnisverhütung bei, indem sie an Sonn-, Feier- und Heiligtagen Enthaltensamkeit forderte und somit die Zahl der Tage, an denen Geschlechtsverkehr ausgeübt werden durfte, empfindlich einschränkte.

Die außereheliche Sexualität betrachtet Karras gesondert nach weiblichem und männlichem Geschlecht. Auch sie basiert auf einer heteronormativen Ordnung, die sich durch die Privilegierung des Mannes und die Projektion der Sexualität auf die Frau auszeichnet. Die Bindung der Sexualität an die Ehe hatte zur Folge, dass der Frau nur zwei Optionen blieben: reproduktive Sexualität als Ehefrau oder enthaltsame Lebensführung als Jungfrau, Nonne oder Witwe. Die vielfältigen Formen außerehelich praktizierter Sexualität betreffen Mann und Frau in gleicher Weise, wurden aber vor allem auf die Frau bezogen, die in stärkerem Maße der sozialen Kontrolle unterworfen und für sexuelle Vergehen härter bestraft wurde. In diesem Zusammenhang weist Karras auch auf die Bedeutung der weltlichen Literatur hin, welche einerseits, etwa im höfischen Roman oder im Minnesang, alternative Liebes- und Sexualitätskonzepte entwickelt, an-

dererseits, etwa in der Schwankliteratur, das misogyny Phantasma der wollüstigen Frau entwirft. Frauen, die außerehelichen Geschlechtsverkehr hatten, wurden mit Prostituierten gleichgesetzt. Sie wurden zwar diskriminiert, beispielsweise in Form kennzeichnender Kleidung, aber auch als notwendiges Übel zur Abwendung schlimmerer sexueller Verfehlungen toleriert.

Die Sexualität des Mannes war der kirchlichen Moral in geringerem Maße unterworfen. Außerehelicher Verkehr wurde geduldet, wenn die Frau einem niedrigeren sozialen Stand angehörte, wovon die literarische Gattung der Pastourelle Zeugnis ablegt. Wurden im frühen Mittelalter Konkubinen noch akzeptiert, setzte im Hochmittelalter eine Verschärfung der Sexualmoral ein. Dies lässt sich auch an der zunehmenden Ablehnung jener Praktiken ablesen, die unter den Tatbestand der „Sodomie“ fielen. Damit war jede Form „widernatürlicher“ Unzucht gemeint, insbesondere auch sexueller Verkehr zwischen Männern.

Karras ist eine informative Darstellung gelungen, die mit den kulturtheoretischen Grundlagen ihres Gegenstandes vertraut ist. Hilfreich sind die vielen Seitenblicke auf die jüdische und muslimische Kultur, die den Fokus auf den Sexualdiskurs des christlichen Mittelalters relativieren. Bei allen Differenzen zwischen damals und heute dürfe man doch annehmen, so die Schlussfolgerung, dass viele Aspekte des modernen Sexualitätsdiskurses sich ins Mittelalter zurückverfolgen ließen.

*Andreas Kraß, Frankfurt a. M.*

Martin KAUFHOLD, Die Rhythmen politischer Reformen im späten Mittelalter. Institutioneller Wandel in Deutschland, England und an der Kurie 1198–1400 im Vergleich (Mittelalter-Forschungen 23). Stuttgart, Jan Thorbecke 2008. 350 S.

Dieses Buch ist in einer interdisziplinären Zeitschrift vor allem deswegen anzuzeigen, weil es methodisch neue Wege geht, weil es dokumentiert, wie in der aktuellen Mittelalterforschung

der Historiker die Paradigmen wechseln, und weil es überzeugend nachweist, dass auf vermeintlich abgegrastem Feldern eben doch Neues zu finden ist, wenn man nur das vermeintlich Alt-Bekannt unter anderen Blickwinkeln anschaut. Es geht K. um die Beobachtung, dass sich in Deutschland, England und an der Kurie politische Reformen im 13. und 14. Jh. zwar nicht im strengen Sinne zeitlich synchron und inhaltlich identisch entwickeln, dass man aber doch eine Form von synchronen Vorgängen erkennen kann, wenn man Intention, Inhalt und Wirkung der Reformen parallelisiert. Das klingt theoretisch nicht besonders aufregend, ist es aber faktisch dennoch, denn die Voraussetzungen der Entwicklung in den drei Herrschaftsbereichen kann um 1200 kaum unterschiedlicher gedacht werden. In der Folge aber sind strukturelle Ähnlichkeiten zu beobachten: Im deutschen Bereich vollzieht sich – gefördert nicht zuletzt durch streitige Königswahlen seit 1198 – die Entwicklung hin zum Kurfürstenkolleg. Hier wird die Frage der Königswahl und ihrer Beteiligten zum Kern der Verfassungsentwicklung. In England geht es um die Trias König – königliche Berater – Parlament und um die zwischen diesen drei Größen umstrittene Verteilung des Einflusses auf die Herrschaft. Hier also steht die königliche Herrschaft selbst, nicht die Königswahl zur Debatte. An der Kurie vollzieht sich zur gleichen Zeit ein Bedeutungswandel und -zuwachs des Kardinalskollegs im Rahmen der Leitung einer Weltkirche. Hier schließlich ist die Frage nach einer Arbeitsteilung, nicht einer Kompetenzteilung das Entscheidende.

Sorgsam zeichnet K. die Stationen der Entwicklung nach, beginnend mit einem Querschnitt der europäischen Politik zwischen 1198 und 1215 (21–57). Das nahezu zeitgleich mit der Verabschiedung der ‚Magna Carta‘ stattfindende IV. Laterankonzil (59–93) ist Gegenstand des zweiten Abschnittes. Diesem folgt eine Darstellung der umstrittenen Königswahlen und -herrschaftszeiten des 13. Jh. (95–133), bei denen es – so die gelungene Überschrift – um den „Rhythmus politischer Krisen“ geht. Weit über das eigentliche Thema hinaus von Interesse ist

„Die Dynamik politischer Traditionsbildung: Der Rhythmus der Erinnerung“ (135–153), worin es im Kern um die Frage nach der Traditionsgebundenheit politischer Entscheidungen geht, nach der Reichweite politisch mobilisierbarer Erinnerungen, kurz: um die Frage des gesellschaftlichen bzw. institutionellen Gedächtnisses im Mittelalter. In weiteren Kapiteln wird diese Fragestellung durch das 14. Jh. hindurch verfolgt, bis schließlich die annähernd gleichzeitigen Vorgänge der Absetzung Richards II. von England (1399), des römisch-deutschen Herrschers Wenzel (1400) und der Schisma-Päpste betrachtet werden (279–312). Den Schluss bildet eine Zusammenfassung unter dem Titel „Die Dynamik des historischen Wandels“ (313–327), die auch deswegen vorbildlich ist, weil sie wirklich eine souveräne Zusammenfassung des vorher detailreich Ausgebreiteten bietet und nicht etwa eine bloße Nacherzählung des Gesagten.

K.s Buch ist ein Musterbeispiel für eine ernstzunehmende europäische Mittelaltergeschichte, die sich nicht in der bloßen Parallelsetzung unverbunden stehender Nationalgeschichten erschöpft, sondern die in diesen Nationalgeschichten Vergleichbares ausmacht und analysiert. Deswegen stellt dieser Band einen erheblichen Gewinn für eine europäische Verfassungsgeschichte dar und sei nachdrücklich auch Interessierten aus mediävistischen Nachbardisziplinen zur Lektüre empfohlen.

*Thomas Vogtherr, Osnabrück*

Alison KEITH u. Stephen RUPP (Hgg.), *Metamorphosis. The Changing Face of Ovid in Medieval and Early Modern Europe* (Publications of the Centre for Reformation and Renaissance Studies. Essays and Studies 13). Toronto, Centre for Reformation and Renaissance Studies 2007. 350 S., Abb.

Der sorgfältig produzierte und mit farbigen Illustrationen versehene Band präsentiert 15 Studien, die ursprünglich als Beiträge zu einer 2005 in Toronto veranstalteten Tagung konzipiert waren. Ihre Gegenstände sind lite-

rarische und nichtliterarische Formen der Rezeption von Ovids ‚Metamorphosen‘, wobei der Schwerpunkt auf den englischen und romanischen Literaturen zwischen dem 14. und dem 17. Jh. liegt. Nach einem knappen Überblick über die Geschichte der antiken Rezeption des Werkes formuliert die Einleitung der Herausgeber das Programm der Untersuchungen: Die Frage lautet, wie sich in den christlich geprägten Kulturen des Mittelalters und der Frühen Neuzeit die Vielfalt möglicher Bedeutungen der mythologischen Erzählungen Ovids erweitert hat. Dass von den exemplarisch genannten Weisen der Rezeption (Allegorie, Psychologie, Rhetorik und Mythographie) die erste von grundlegender Bedeutung für deren weitere Geschichte ist, wird nicht nur in der folgenden kundigen Übersicht über die mittelalterliche Kommentierung der ‚Metamorphosen‘ (F. T. COULSON) deutlich, sondern auch in drei Beiträgen, die die allegorische Interpretation des ‚Ovide moralisé‘ und deren Benutzung durch Christine de Pizan analysieren. Noch in den mittelalterlichen Illustrationen wird kenntlich, dass der Text Ovids solchen Umdeutungen Widerstand leistet (M. DESMOND). Die allegorische Lektüre der ‚Metamorphosen‘ ist auch dafür verantwortlich, dass sich ihre Rezeption über den im engeren Sinne literarischen Diskurs hinaus entfaltet, in Traktaten zur Alchimie und zur Hexerei. Umgekehrt gilt, dass für Ovid selbst virulente Dimensionen des Textes in den untersuchten Fällen nur vereinzelt wirksam werden, so das politisch-kritische Potenzial von Mythen bei John Gower (K. MCKINLEY) oder die Komplexität narrativer Strukturen bei Geoffrey Chaucer (J. C. FUMO). Die italienische Renaissance ist mit zwei Studien zu Petrarca vertreten, die der Frage nachgehen, welche Rolle mythische Figuren der ‚Metamorphosen‘ (Narcissus und Actaeon) in der Konstitution einer neuen Subjektivität spielen, sowie mit einer Analyse einer durch eine anonyme Kohlezeichnung und ein Gemälde Pontormos überlieferten *invenzione* Michelangelos, die zeigt, dass Ovid nicht nur punktuell benutzt, sondern mit einem größeren narrati-

ven Kontext evoziert wird (J. BRANNA PERLMAN). Intertextuellen Bezügen zu Ovid in der spanischen Literatur der Frühen Neuzeit (Cervantes und Góngora) sind zwei Beiträge gewidmet; den Schluss bildet eine Arbeit von M. KILGOUR, die den ovidischen Begriff der Metamorphose mit dem in Miltons ‚Paradise Lost‘ konfrontiert.

Wenn Kilgour die grundlegende Ambivalenz des ovidischen Begriffs der Metamorphose thematisiert, insofern diese ebenso die Verwandlung in ein Entgegengesetztes als auch die Enthüllung eines wahren Wesens meinen könne, bietet sie, auch ohne die umfangreiche klassisch-philologische Literatur zum Thema auszuwerten, ein willkommenes Korrektiv zu einer unreflektierten Ineinssetzung von Metamorphose und Wandel, vor der auch einige Beiträge des Sammelbandes nicht gefeit scheinen – ja, nicht einmal sein Titel. Aber diese Kritik wiegt leicht angesichts der anregenden Fülle von Deutungen, der konzeptuellen und methodischen Vielfalt der Beiträge und der meist eindringlichen Argumentationen, die deutlich machen, wie vielgestaltig die Diskurse sind, die sich aus der Lektüre Ovids ergeben. Dafür ist nicht zuletzt die allegorische Kommentierung des Mittelalters verantwortlich, die in die Frühe Neuzeit hinein wirkt, so dass nicht immer leicht zu sagen ist, wo Ovid direkt rezipiert und wo er in gebrochener Form vermittelt wird. Die literarische Struktur des Werkes und ihre narrative Raffinesse werden kaum einmal wirksam; wirksam aber sind die ‚Metamorphosen‘ selbst, dies machen eine ganze Reihe von Arbeiten des Bandes deutlich, dort, wo, wie bei Christine de Pizan oder Chaucer, die Konstruktionen von *gender* verhandelt werden, aber das ist kein Wunder bei einem Dichter, der Figuren wie Narcissus, Hermaphroditus, Myrrha oder Adonis beredete Gestalt verliehen hat.

*Bardo Maria Gauly, Eichstätt*

Johannes Klaus KIPF, *Chuoge geschichten*. Humanistische Fazetienliteratur im deutschen

Sprachraum (Literaturen und Künste der Vormoderne 2). Stuttgart, Hirzel 2010. 596 S.

Vorzustellen ist eine beeindruckende Monographie zur Gattungsgeschichte der lateinischen Fazetie im deutschsprachigen Raum (vom 15. bis zum 17. Jh.) – die zudem auch die zahlreichen Übersetzungen ins Frühneuhochdeutsche einschließt. Kipfs Studie wird für lange Zeit „das“ Standardwerk zu einer literarischen Gattung bleiben, deren Erforschung für viele Bereiche erhellend wirkt: für die Relation von Literaturgattung und Bildung, von mündlicher Überlieferung und schriftlicher Fixierung, für die Differenz und Interferenz von Gattungen, die Rezeption der Antike in der Frühen Neuzeit, die italienisch-deutschen Literaturbeziehungen, die Relation von Latein und Volkssprache, die Rechtfertigung von komisch-scherzhafter Literatur und für den Übergang von der Handschrift zum Buchdruck.

Im Zentrum der Arbeit steht freilich der Anspruch, die Gattungsgeschichte der Fazetie zu beschreiben. Zur Klärung der verworrenen Forschungsdiskussion trägt Kipfs wichtige Unterscheidung von (Einzel-)Texttyp Fazetie und Sammlungstyp (bzw. Buchtyp) Fazetiensammlung bei. Als Fazetiensammlung wird eine Textsammlung verstanden, wenn der überwiegende Teil der Einzelerzählungen dem Texttyp Fazetie angehört und im Titel und (oder) in den Paratexten der Sammlung der Begriff *facetia* oder ein Synonym (z. B. *iocus*, *scommia*) verwendet wird (32). Als Fazetie wird bezeichnet „eine kurze Prosaerzählung von wenigen Sätzen Umfang ohne Rahmen- oder Nebenhandlungen, deren narrativer Kern in einer Pointe besteht, d. h. in einer durch einen plötzlich erkannten Zusammenhang zweier semantisch inkongruenter Konzepte erzeugten komischen Wendung“ (29). Die Fazetien (als Dictum- oder als Factum-Typ) werden so zu historischen Vorläufern des Witzes erklärt (31). Kürze, Pointiertheit, Komik, einlinige Handlung, das Stilideal der geschliffenen Schärfe sind ihre zentralen Merkmale, über die sie zugleich mit anderen Kleinformen verbunden ist: Apophthegma, Anekdote, Schwank, Fa-



bel, ja sogar der Novelle (45). Deshalb sieht sich Kipf immer wieder genötigt, die Frage zu klären, ob wir es bei einer Kurzerzählung innerhalb einer Fazetiensammlung mit einer Fazetie oder nicht eher mit einer verwandten Kleinform zu tun haben.

Die Notwendigkeit der Gattungsdifferenzierung ergibt sich vor allem dadurch, dass Kipf die Geschichte der Fazetie anhand der Geschichte der Fazetiensammlungen beschreiben möchte. Schon im Einleitungskapitel (11–51), das terminologische Fragen klärt, wird der Fokus auf die Fazetiensammlungen gelegt (32–47), die als „literarische Reihe im deutschen Sprachgebiet“ vorgestellt werden. Nach dem Kapitel über die Legitimierung komischer Literatur im 15./16. Jh., das den konzeptionellen Rahmen für die Gattungsgeschichte erläutert (52–74), ist das zentrale dritte Kapitel (75–433) den „Fazetiensammlungen im europäischen und deutschen Humanismus“ gewidmet. Den Anfang macht Petrarca's einschlägige Sammlung (ca. 1345), gefolgt von Poggios ‚Liber facetiarum‘ (81–166). In diesem Abschnitt liefert Kipf eine stupende Darstellung aller handschriftlichen Überlieferungszeugen, Inkunabeln und Drucke dieses Werks, die eine Verbindung zu Deutschland aufweisen, ob über den Schreiber, Besitzer oder als Vorlage. Dann stellt Kipf die ersten Fazetiensammlungen in Deutschland vor: die ‚Mensa philosophica‘ (zwischen Mitte 14. Jh. und 1480), Augustin Tüngers lateinische und deutsche ‚Facetiae‘ (1486) und Rutger Sycambers monastischen ‚Liber Facietiarum‘ (zwischen 1493 und 1500). Ausführlich geht Kipf auf Bebel's drei Fazetienbücher (224–294) und auf die ebenso wirkungsmächtige ‚Margarita facetiarum‘ Mulings ein (294–338). In jedem Abschnitt behandelt Kipf minutiös die Überlieferungsgeschichte, gibt exemplarische Einzelinterpretationen, klärt Quellenfragen und wagt eine Gesamtwürdigung.

Im fünften Abschnitt des 3. Kapitels (339–433) bietet Kipf's Studie eine kompetente Analyse aller relevanten Fazetiensammlungen im deutschen Sprachraum des 16. und 17. Jh. (Luscinius, Barlandus, Johannes Gast, Cam-

merlander, Frischlin, Melander), nach der die weitverbreitete These vom Niedergang der Gattung nach ihrer Blüte bei Bebel als widerlegt gelten kann.

Dem Ziel, Gattungstraditionen zu belegen und zugleich die notwendigen Abgrenzungen des (Einzel-)Texttyps Fazetie innerhalb von Fabelsammlungen vorzunehmen, ist der erste Abschnitt des 4. Kapitels gewidmet (434–504), das Steinhöwels ‚Äsop‘, Brants ‚Esopus-Additiones‘ und andere deutsche und lateinische Fabelsammlungen vorstellt. Die in der Forschung zuweilen hergestellte Verbindung zwischen akademischen Scherzreden und den Fazetiensammlungen sieht Kipf im zweiten Abschnitt dieses Kapitels eher skeptisch (505–529). Das letzte, fünfte Kapitel (531–543) fasst die Ergebnisse der Studie zusammen. In das Literaturverzeichnis (546–586) sind nicht nur die modernen Ausgaben und Forschungsarbeiten aufgenommen, sondern auch die berücksichtigten Handschriften, Inkunabeln und historische Drucke bis 1750.

Kipf's Monographie zeugt von einem so immensen Wissen um das einschlägige Textmaterial, dass mögliche Einwände gegenüber einzelnen Argumenten, Thesen oder Hypothesen becmesserisch anmuten. Hier soll lediglich ein zentraler Punkt von Kipf's Studie aufgegriffen werden: die Abgrenzung der Fazetie gegenüber „benachbarten“ Textformen, bei der er nicht ganz der Gefahr entgangen ist, sein Textmaterial zugunsten eines eng gefassten Gattungsbegriffs zu überfordern. Dies zeigt sich etwa daran, dass Kipf's eigene Definition der Fazetie (29) einerseits auf einige von ihm selbst als Fazetien bezeichnete Erzählungen nicht zutrifft, während andererseits frühneuzeitliche Theoretiker der Fazetie einen weiten Gattungsbegriff erkennen lassen (Melander, 392–394).

Freilich ermöglicht Kipf's ebenso kompetente wie anregende Monographie überhaupt erst eine Diskussion solcher auf die Gattungsgeschichte der Fazetie bezogenen Fragen.

*Rüdiger Schnell, Basel*

Peter LANDAU, *Die Kölner Kanonistik des 12. Jahrhunderts. Ein Höhepunkt der europäischen Rechtswissenschaft (Kölner Rechtsgeschichtliche Vorträge, Heft 1)*. Badenweiler, Bachmann 2008. IX, 39 S.

In einem knapp ausgearbeiteten Vortragstext begründet Peter Landau hier die These, in der zweiten Hälfte des 12. Jh. habe in Köln eine Rechtsschule, vor allem der Kanonistik, von europäischem Rang auf gleicher Höhe mit Bologna bestanden. Vor einigen Jahrzehnten wäre dies als völlig ungläubwürdig abgetan worden. Freilich haben neuere Forschungen das Bild der europäischen Bildungslandschaft dieser Zeit sehr verändert. Die Arbeiten von A. Gouron und anderen haben die mit Bologna gleichzeitige Entstehung von Rechtsschulen in der Provence erkennen lassen, die Bildungswege über die Normandie ins englische Lincoln und Oxford sind deutlicher geworden. In diese neue, bewegte Forschungslandschaft, die er zuvor mit wenigen sicheren Strichen zeichnet, stellt Landau seine These.

Seine Geschichte beginnt in Paris um 1140. Dort studiert der junge Rainald von Dassel, später Kölner Erzbischof und Führer der Politik Barbarossas. Dort lernte er als Alters- und Studiengenossen zwei englische Intellektuelle kennen, den späteren großen Staatstheoretiker Johann von Salisbury und dessen Freund Gérard Pucelle. Vieles deutet bei diesen, vor allem dem letzteren, auf Kontakt mit juristischen Studien in Paris. Nachdem Rainald zum Kölner Erzbischof aufgestiegen ist und Gérard Pucelle im Gefolge von Thomas Becket England verlassen musste, zieht Rainald diesen nach Köln. Gérard wird von Landau in dieser Zeit bis 1168 als Stifter der Kölner Rechtsschule identifiziert.

Nachdem Landau ein personelles Netzwerk früher juristischer Bildung entworfen hat, stellt er in einem folgenden Abschnitt die Werke dieser Kölner Rechtsschule dar. Dort entsteht neben anderen kanonistischen Schriften das „Hauptwerk der rheinischen Kanonistik“, die 1169 vollendete ‚Summa Coloniensis‘, deren Autorschaft Landau dem späteren Metzger Bi-

schof Berthold/Bertram zuschreibt. Schließlich weist Landau eine in einer Erfurter Handschrift überlieferte Summe zum Dekret einer zweiten Wirkungsphase von Gérard Pucelle in Köln zu und verlängert damit die Blüte der Kölner Rechtsschule bis in die Zeit um 1190. Schließlich kommen zur Kölner literarischen juristischen Produktion dieser Jahre noch drei legistische Werke, nämlich zum Prozessrecht, zu dem Digestentitel ‚De regulis iuris‘ und schließlich ein Traktat zum Beweisrecht, wobei die beiden letzteren aufgrund italienischer Forschungen dem erwähnten Bertram in seiner Kölner Zeit zugeschrieben werden können.

In einer weiteren inhaltlichen Betrachtung dieser juristischen Werke ermittelt Landau wesentliche, über die Bologneser Jurisprudenz hinausgehende Erkenntnisse und Definitionen zur Frage von Gerechtigkeit und Solidarität, zu Naturrecht und positivem Recht und zu göttlicher Gerechtigkeit und irdischem Recht. Schließlich habe die berühmte Quod-omnestangit-Doktrin, eine Grundlage des Demokratieprinzips, seinen Ursprung in dieser Kölner Jurisprudenz. Diese Erkenntnisse seien möglich gewesen in einer Rechtsschule, die – anders als die Bologneser Legistik – von Anfang an philosophisch-theologisches Denken mit Jurisprudenz verbunden habe.

Diese in einem bestechenden Feuerwerk von Gedanken vorgetragene These einer führenden niederrheinischen Rechtsschule hat die Beweisführungen des wohl besten Kenners der frühen Kanonistik für sich. Das in vieler Hinsicht, politisch, wirtschaftlich und in der deutschen Stadtentwicklung in dieser Zeit führende Köln, passt auch gut in diese Bereicherung und Verbreiterung der europäischen Bildungslandschaften. Die Argumentation im Einzelnen wird sich noch an der Kritik der Fachgenossen zu bewähren haben. Nachgewiesen wäre damit freilich vor allem die Entstehung juristisch-intellektuell brillanter Schriften am Niederrhein, während wir in Bologna darüber hinaus das langsame Wachsen von Schulen, von Irnerius zu den quatuor doctores, und ihrer genossenschaftlichen Organisation bis hin zur Anerkennung durch das Scholarenprivileg

Friedrich Barbarossas von 1155 und 1158 beobachten können, eine Schulenbildung, die dann zunehmend mit ihren Absolventen in der Verfassung der italienischen Stadtkommunen Wurzeln fasst. In dieser Hinsicht braucht der Vorrang von Bologna nicht umgeschrieben zu werden, wohl aber sähen die Bildungslandschaften und intellektuellen Verflechtungen des abendländischen Europa des 12. Jh. aufgrund dieser Thesen und Zuschreibungen durchaus etwas anders aus.

*Gerhard Dilcher, Frankfurt a. M.*

Gunda S. LANGE, *Nibelungische Intertextualität. Generationenbeziehungen und genealogische Strukturen in der Heldenepik des Spätmittelalters* (Trends in Medieval Philology 17). Berlin, New York, Walter de Gruyter 2009. VIII, 246 S.

Dass genealogische Strukturen die Eigenwahrnehmung und Selbstbeschreibung traditionaler Gesellschaften wesentlich nachhaltiger prägen als dies in der Moderne der Fall ist, ist mittlerweile längst keine Erkenntnis mehr, die auf die Felder der historischen Anthropologie oder der Geschichtswissenschaft begrenzt wäre. Gerade mediävistische Philologen haben sich in den letzten zwei Jahrzehnten verstärkt diesem Thema anhand zahlreicher Fallbeispiele aus den volkssprachlichen Literaturen des europäischen Mittelalters zugewendet – hier ist neben anderen vor allem an die Studien von B. Kellner oder U. Peters zu denken.

So verwundert es kaum, dass die Genealogie auch leitendes Thema einer Reihe transdisziplinärer Forschungsverbände ist, so zum Beispiel in dem seit 2004 von der DFG an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg geförderten Graduiertenkolleg „Generationenbewusstsein und Generationenkonflikte in Antike und Mittelalter“. Ein besonders gelungenes Ergebnis der Bamberger Forschungen, stellt die hier anzuzeigende Druckfassung der germanistischen Dissertationsschrift Gunda Langes dar. Ihre Arbeit verfolgt das Ziel, die verschiedenen

Perspektiven der Generationenthematik anhand einschlägiger Textbeispiele der nachnibelungischen Heldenepik herauszuarbeiten. Vor dem Hintergrund sowie in Korrelation genealogischer, gender- und gattungstheoretischer Überlegungen werden die jeweiligen familialen Generationenbeziehungen innerhalb der ‚Kudrun‘, des ‚Rosengarten zu Worms‘, des ‚Biterolf und Dietleib‘ sowie des ‚Lied vom Hürnen Seyfried‘ analysiert. Gleichzeitig stehen die intertextuellen Beobachtungen stets in einem intertextuellen Zusammenhang, der das jeweilige Relationsverhältnis zum ‚Nibelungenlied‘, aber auch zu weiteren verwandten Stoffkreisen thematisiert. Den übergreifenden Bezug und gemeinsamen Referenzrahmen der Texte bildet dabei für Lange die ‚Kriemhild-Diskussion‘. Gerade durch die unterschiedliche und zugleich produktive literarische Darstellungsweise, mit der die untersuchten Werke das gemeinsame Thema präsentieren, evozieren sie ein dynamisches intertextuelles Spannungsverhältnis, das ihren je spezifischen Abstand zum Narrativ des ‚Nibelungenlieds‘ deutlich macht. Damit eröffnet die in dieser Arbeit entwickelte textgenerationale Perspektive einen speziellen Zugang zu den behandelten Dichtungen, mit dessen Hilfe sowohl intertextuelle Relationen, (text-)genealogische Bezüge sowie gattungsspezifische Faktoren als auch narratologischer und literarischer Wandel und Kontinuität beschrieben werden können. Langes Untersuchung, die zudem sehr lesbar geschrieben ist und trotz – oder gerade wegen – ihres hohen theoretischen Niveaus modernistischen Wissenschaftsjargon vermeidet, führt eindrücklich vor Augen, wie eine sinnvolle Applizierung des weiten Themenfelds Genealogie auf vormoderne Textbefunde aussehen sollte.

*Martin Przybilski, Trier*

Ralph-Johannes LILIE, *Einführung in die byzantinische Geschichte* (Urban Taschenbücher 617). Stuttgart, Kohlhammer 2007. 358 S.

Der bereits durch zahlreiche Publikationen zur byzantinischen Geschichte ausgewiesene Berli-

ner Byzantinist legt nun eine kompakte Einführung in die Geschichte des byzantinischen Jahrtausends vor, in der der Fokus seinem Forschungsschwerpunkt entsprechend in der mittelbyzantinischen Zeit liegt (7. Jh. bis 1204).

Seine Darstellung ist in 12 Teile gegliedert, wobei „Geschichte“ umfassender zu verstehen ist, denn Lilie behandelt historische Geographie, politische Geschichte, Kirchen-, Wirtschafts- und Verwaltungs-, Gesellschafts-, Kaiser-, Kriegs- und Bildungsgeschichte. Lilie versucht – wie in all seinen Betrachtungen des byzantinischen Reiches – einen möglichst unvoreingenommenen Blick zu entwickeln. Nur einige Anmerkungen: Die derzeit stattfindende Diskussion um die Epochenbezeichnung bzw. -abgrenzung erweitert Lilie. Er beginnt seine Darstellung mit der Regierungszeit Kaiser Konstantins und bezeichnet die Periode vom 4.–6. Jh. als „römische“ Zeit (38). Im Text des Kapitels kommt zwar hin und wieder „frühbyzantinisch“ vor, aber tendenziell verlagert sich die Definition „byzantinische Geschichte“ in die späteren Jh. (etwa ab dem 6. Jh., vgl. auch P. Schreiner, *Byzanz. 565–1453*, 2008, der Byzanz nach der Regierungszeit Justinians I. beginnen lässt; dazu ausführlich G. Prinzing, *Südost-Forschungen* 65–66, 2006–2007, 602–605). Der Dynastiegedanke muss laut Lilie bei der Kaisergeschichte mehr beachtet werden, in der Forschung wird der Aspekt der Wahlmonarchie betont, doch ist deutlich, dass Kaiser nur durch eine entsprechende Hausmacht – gegründet auf der eigenen Familie – über längere Perioden regieren konnten (138–140).

Eine eigene Abteilung ist den Quellen gewidmet, wobei den Erforscher des griechischen Mittelalters stets eines plagt: deren Dürftigkeit. Wesentlich weniger Dokumente als im Westen sind überliefert, vor allem was den Bereich Verwaltung betrifft. Auch Nekrologe und Memorialbücher sind aus Byzanz fast nicht erhalten (wenngleich es sie gegeben haben muss). Auch die für die Rekonstruktion des Geschehensablaufes grundlegenden Quellen ansich können einseitig und tendenziös sein, was Lilie anhand von Beispielen bei Michael Psellos und Niketas Choniates vorführt (246 f.). Be-

sonderes Augenmerk wird in diesem Kapitel auf Siegel und Münzen gerichtet, die hinsichtlich der Selbstdarstellung und Organisation der Gesellschaft einzigartige Nachrichten liefern können.

Zeittafeln (269–281), ein Literaturverzeichnis (309–337) und ein Glossar (338–343) schließen diese kompakte Veröffentlichung ab.

Der Verfasser wagt eine synthetische Darstellung des oströmischen Reiches und versucht, das byzantinische Mittelalter einem breiteren Leserkreis zu öffnen (kritisch gegenüber der Fragmentierung und Spezialisierung der Byzanzforschung, s. 265 f.). Für den Fortgang der byzantinischen Studien sind derartige Veröffentlichungen notwendig, es werden aktuelle Annäherungen an dieses Forschungsfeld geboten und auch Fortschritte bzw. Tendenzen des Faches kritisch und synoptisch nahegebracht. Lilies Einführung (und Standortbestimmung) erweist der Byzanzforschung einen sehr guten Dienst, zumal in einer Zeit, in der dieser Wissenschaftszweig an Universitäten im deutschen Sprachraum zunehmend bedrängt wird.

*Michael Grünbart, Münster*

Ralf LÜTZELSCHWAB, *Flectat cardinales ad vellem suum? Clemens VI. und sein Kardinalskolleg. Ein Beitrag zur kurialen Politik in der Mitte des 14. Jahrhunderts* (Pariser Historische Studien 80). München, Oldenbourg 2007. VI, 509 S.

Das Thema scheint auf den ersten Blick recht speziell: Folgte der in Avignon residierende Papst Clemens VI. (1342–52) tatsächlich der – titelgebenden – Aufforderung einer Birgitta von Schweden und machte das Kardinalskolleg seinem Willen untertan? Dass er dies uneingeschränkt tat, ist das Fazit vorliegender Berliner Dissertation aus dem Jahre 2002 (deren wesentlich spätere Publikation es dem Vf. erlaubte, noch bis 2005 erschienene einschlägige Literatur zu berücksichtigen). Doch intendiert der Autor natürlich mehr: Ihm geht es um die Vorstellung, die dieser Papst von einem idealen Kardinal hatte, und um die Kritik, die er im Fall enttäuschter Erwartungen vorbrachte. Einer be-

reits 1928 von Guillaume Mollat geäußerten Anregung folgend (72), stützt er sich für deren Nachweis vornehmlich auf die von Clemens VI., einem zu seiner Zeit gefeierten Rhetor, anlässlich von Kardinalskreationen sowie bei der Rückkehr von ihm mit Legationen beauftragter Purpurträger gehaltenen Predigten und Ansprachen. Überliefert sind sie in Paris, Bibl. Ste-Genève, ms. 240. Aus handschriftlichem Material – diesmal aus dem Vatikanischen Archiv – schöpft der Vf. in größerem Umfang auch bei der Darstellung der von Clemens’ Kardinälen in Italien durchgeführten Legationen. Mit breiter Quellenkenntnis verbindet sich eine ebensolche der Literatur, wobei der Vf. bisweilen des Guten zuviel tut, da er in ermüdender Fülle ältere Titel auch dann ausbreitet, wenn neue Publikationen zum Thema vorliegen. Gerade bei letzteren aber tun sich Lücken auf, so etwa bei den nach 2000 in großer Zahl publizierten Arbeiten zur spätmittelalterlichen Predigt (zu 9 A. 47) oder bei Darstellungen des Hundertjährigen Kriegs von Contamine bis Curry (zu 139 A. 33).

Bekanntlich standen die avignonesischen Kardinalserhebungen im Zeichen eines ausgeprägten Nepotismus, den Clemens VI. denn auch explizit rechtfertigte, weil dieser eine aus verwandtschaftlicher Abhängigkeit resultierende Dankbarkeit sowie einen Willen zur Nachahmung des verehrten Kreators bewirke. Solche Loyalität und Ergebenheit waren ihm wiederum unabdingbare Voraussetzung für die erfolgreiche Erledigung von Amtsgeschäften, insbesondere von Legationen, bei denen die Kardinäle von ihrer geistig-moralischen Grundeinstellung wie ihrem pragmatisch-praktischen Geschick Zeugnis ablegen sollten. Dass sie dabei des Öfteren durch eine „Doppeldiplomatie“ ihres eigenen Herrn desavouiert wurden, steht ebenso außer Frage wie die Tatsache einer am Ende des Pontifikats doch eher mager ausfallenden Gesamtbilanz. Sie mag zwar auch mit den begrenzten Fähigkeiten manch eines Kardinals zusammenhängen, sie mag des Weiteren mit einander widerstreitenden Parteilungen und Einzelinteressen innerhalb des Kolleges zu tun haben, doch beruhte sie vor allem auf der be-

schränkten Autorität eines – und da mag jüngere Forschung noch so skeptisch sein – letztlich im Ruf der Frankreichhörigkeit stehenden Papstes, der als Vermittler im Hundertjährigen Krieg wie auch in Italien ein Glaubwürdigkeitsdefizit hatte. Durch eine von solchem Herrn mit abhängigen Nepoten durchsetzte „Purpurtruppe“ ließ sich natürlich weder große Politik entscheidend bestimmen, noch waren diese Nepoten bedingungslos ergebene Kreaturen – die Betroffenen zogen aus Clemens’ Pontifikat vielmehr ihre eigene Schlussfolgerung, da sie 1352 den Nachfolger durch eine Wahlkapitulation zu binden suchten. Clemens’ VI. dezidierte Betonung des Petrusamtes als Gipfel der Hierarchie (322) macht meines Erachtens aus ihm noch lange keinen stärkeren Papst als von der bisherigen Forschung angenommen, und Autoritätsansprüche wie -krisen ließen sich wohl kaum nur durch noch so hervorragende Rhetorik bewältigen.

Die nicht immer leicht zu lesende Arbeit dürfte ungeachtet solch hinterfragbarer Einschätzungen aber schon auf Grund ihrer Materialfülle sowohl einer Spezialforschung zum avignonesischen Papsttum als auch einer auf die Frühphase des Hundertjährigen Kriegs wie auf das Italien und Rom der Zeit fokussierten Allgemeinhistorie manch neue Aufschlüsse liefern. Dabei gilt es nicht zuletzt auf einen Anhang hinzuweisen, der neben 43 Kardinalsbioogrammen eine Edition der von Clemens VI. aus Anlass seiner Kardinalskreationen gehaltenen Predigten samt Erläuterungen zu deren Aufbau bietet. Fächerübergreifend sollte sich mithin die gerade im letzten Jahrzehnt so intensiv und erfolgreich betriebene Forschung zu spätmittelalterlichen Predigten dieses Angebot nicht entgehen lassen.

*Heribert Müller, Frankfurt a. M.*

Jürgen MIETHKE, Politiktheorie im Mittelalter. Von Thomas von Aquin bis Wilhelm von Ockham (UTB 3059). Tübingen, Mohr Siebeck 2008. XIV, 350 S.

Das Werk ist eine Neuauflage (Paperback-Ausgabe, UTB-Reihe des Mohr Siebeck Ver-

lags) des 2000 erschienenen Buches „De potestate papae“. Der Text stimmt bis hin zu den Seitenzahlen und -umbrüchen überein, die wenigen Änderungen sind kenntlich gemacht.

Der Autor hatte sich zum Ziel gesetzt, mittelalterliche Politiktheoretiker umfassend zu beleuchten, ihre Gedankengebäude in geistesgeschichtliche Traditionen, in die zeithistorischen Umstände und nicht zuletzt in ihre jeweils konkrete biographische Situation einzuordnen, ohne dabei ihre Wirkungsgeschichte zu vernachlässigen.

Eingeteilt ist das Buch in 10 Kapitel mit jeweils 3–4 Unterabschnitten. Den „Klassikern“ Marsilius von Padua und natürlich Wilhelm von Ockham, mit dessen politischem Denken sich Miethke bereits mehrfach ausführlich beschäftigt hat, ist je ein volles Kapitel (8 und 9) gewidmet. Die vorausgehenden Kapitel sind chronologisch geordnet, fassen die dort behandelten Autoren unter einem Oberthema zusammen, welches den gemeinsamen Schwerpunkt oder die allen gemeinsame Intention herausstellen soll, wodurch zugleich die verschiedenen Zeitabschnitte als Phasen politischer Theorie im Mittelalter nach Intention und thematischen Schwerpunkten charakterisiert werden. Am Beginn steht ein mit „Voraussetzungen“ überschriebenes Kapitel, in dem die Aristoteles-Rezeption, die Scholastik und die Entstehung einer universitären Landschaft im ausgehenden hohen und beginnenden späten Mittelalter betrachtet werden. Miethke setzt damit einen im Vergleich zu anderen Autoren (z. B. H. Ottmann, *Geschichte des politischen Denkens*, 2001) späten Anfangspunkt und scheidet damit die Fürstenspiegelliteratur des frühen Mittelalters aber auch den *Policraticus* des Johannes von Salisbury, der aber immerhin erwähnt wird, aus seinen Betrachtungen aus.

Im Rahmen dieser „Voraussetzungen“ widmet sich der Autor auch dem Fürstenspiegel des Thomas von Aquin. Die weiteren Kapitel behandeln im Wesentlichen Denker des 14. Jh., wobei den ersten Schwerpunkt solche Autoren bilden, die ihre Traktate anlässlich des Streites Bonifaz' VIII. mit dem französi-

schen König geschrieben haben. Den zweiten Schwerpunkt bildet der Streit Ludwigs des Bayern mit der Kurie (Marsilius und Ockham).

Durchgehend werden die Autoren einzeln präsentiert, die Werke und Ideen jeweils in ihrem Zusammenhang belassen, wobei dennoch immer wieder auf Aspekte der damaligen Diskussionen eingegangen wird, die unabhängig vom Gesamtwerk eines Theoretikers dargestellt werden.

Den Abschluss bildet ein Epilog, welcher der Frage nachgeht, welche praktische Bedeutung politische Theorie für die Zeitgenossen gehabt haben mag. „Nicht Wegweiser, aber Stütze und Rückendeckung [...] konnte sie sein“, so lautet die für manchen Leser ermutigende, aber zu erwartende und realistische Schlussfolgerung.

*Christian Vogel, Saarbrücken*

Hannes MÖHLE, *Formalitas und modus intrinsecus. Die Entwicklung der scotistischen Metaphysik bei Franciscus de Mayronis* (Beiträge zur Geschichte der Philosophie und Theologie des Mittelalters. NF 70). Münster, Aschendorff 2007. VIII, 380 S.

Aufbrüche, Neu- und Umorientierungen prägen in vielen Bereichen den Beginn des 14. Jh., so auch in der Metaphysik. Philosophische Texte des 14. Jh. stellen auf Grund der Verwendung eines feinen terminologischen Instrumentariums und der methodischen Strenge erhebliche Anforderungen an den Leser; diskutiert werden spezielle Probleme auf höchstem argumentativen Niveau. Ein solches Denken entsteht im Rahmen einer bestimmten Schule, aber es trägt darüber hinaus eine individuelle Signatur. Unter den sich am Ende des 13. Jh. ausdifferenzierenden Richtungen hat seit geraumer Zeit diejenige besondere Aufmerksamkeit gefunden, die von Avicenna und im Zuge der vollständigen Aneignung der aristotelischen Philosophie von Albertus Magnus vertreten wird. Dabei wurde der ersten Philosophie systematisch das Seiende als Seiendes als Gegenstand zugeordnet und diese

von der Theologie als Lehre von einem besonderen Seienden unterschieden. Diese insbesondere mit Ioannes Duns Scotus († 1308) verbundene Gestaltung der Metaphysik als Seinslehre, die man später „Ontologie“ genannt hat, gilt weithin als „zweiter Anfang der Metaphysik“ (Honnfelder). Inhaltlich lässt sie sich charakterisieren durch das von Gott und den Kreaturen univok ausgesagte Sein, die Bestimmung des Seienden als des eigentlichen Gegenstandes der Metaphysik sowie die Auffassung, das Seiende, soweit es ein einzelnes Intelligibles ist, sei erstes und adäquates Objekt des menschlichen Intellekts. Metaphysik wird somit als Wissenschaft mit einem einheitlichen Gegenstand und zugleich als grundlegende Wissenschaft etabliert.

Möhle, ausgewiesener Kenner scotistischer Philosophie, beleuchtet in seiner Monographie die Weiterführung des Metaphysikkonzepts des Scotus bei dessen Schüler Franciscus de Mayronis († 1328). Er eröffnet einen Einblick in Thesen und Argumentationen eines bedeutenden Scotisten, der bestimmte Auffassungen des Scotus präzisiert und gegen Kritik verteidigt, die zum einen von Seiten der Thomisten, aber auch von Petrus Aureoli († 1322) vorgebracht wurden, der wie Franciscus der Schule des Scotus entstammte. Es entsteht ein Bild von den Differenzen, die bereits ein Jahrzehnt nach dem Tode des Meisters zwischen den Auffassungen seiner Schüler hinsichtlich der adäquaten Interpretation „formaler Verschiedenheit“ bestanden. Nicht zuletzt zeigt Möhles Studie die Entstehung des „Scotismus“ als der Schule, die auf Grund der Verwendung abstrakter *formalitates* berüchtigt war.

Das Buch lässt sich in 2 Hauptteile gliedern: Einer Einleitung, die Angaben zu Person und Werk enthält, folgt ein die Kapitel 2–8 (42–285) umfassender Abschnitt, in dem die philosophische Position des Franciscus zur Darstellung kommt, wobei sich Möhle in erster Linie auf die ersten 13 Quästionen des Prologs zum 1. Buch des Sentenzenkommentars in der letzten Fassung (*Conflatus*) stützt. Hier entfaltet Franciscus in Auseinandersetzung mit Zeitgenossen die Bedeutung zentraler Konzeptionen scotistischer Ontologie, die im Zusammenhang mit der Uni-

vazität des Seins stehen, insbesondere das Bivalenzprinzip und die Lehre von den Formalitäten. *Formalitas* (auch als *intentio* oder *ratio realis* bezeichnet) besagt den bestimmten begrifflichen Gehalt, der selbst zwar sachlich fundiert ist, ohne sich aber auf ein bestimmtes Ding zu beziehen. Auf Grund der sachlichen Fundierung ist die auf das Intelligible gerichtete Ontologie von der Logik verschieden, von der nominalistischen Position trennt sie die Auffassung, dieser formale Gehalt sei gegenüber der tatsächlichen und individuellen Existenzweise indifferent, wodurch wiederum ausgeschlossen ist, Selbstidentität bzw. Verschiedenheit der Dinge gründe in ihnen selbst. Es ist vielmehr der Geist, der etwas als etwas identifiziert und von anderem unterscheidet, und er erfasst es seinen formalen Gehalten und bestimmten seiner Attribute (*modi*) nach. Dem Verhältnis zwischen formalem Gehalt und der Art und Weise seiner Realisierung, der als jeweiliger innerer Modus (*modus intrinsecus*) bestimmt wird, widmet sich der stärker systematisch gestaltete 2. Hauptteil (Kap. 9–10; 286–347). Der Sache nach liegt in der Unterscheidung zwischen *formalitas* und *modus intrinsecus* eine der philosophischen Leistungen des Scotismus: Sie ermöglicht die Erfassung begrifflicher Gehalte unabhängig von der Art seiner Realisierung. Seiend ist das, was keinen Widerspruch impliziert, der Gegenstand der Ontologie demzufolge transkategorial. Da sie das Seiende in seinen Modi der Unendlichkeit und Endlichkeit thematisiert, ist sie der Theologie vorgeordnet. Möhle zeigt, inwiefern Franciscus die Unterscheidung zwischen der abstrakten Formalität und den Modi gegenüber Scotus zuspitzt und für eine rationale Interpretation der Trinitätslehre fruchtbar macht.

Die eine profunde Gelehrsamkeit dokumentierende Studie eingehend zu würdigen ist an dieser Stelle ausgeschlossen. Sie zeichnet sich aus durch Genauigkeit im Detail und eine große Nähe zu den Texten. Vom Leser werden beträchtliche Kenntnisse der scotischen und scotistischen Philosophie erwartet. Was er dennoch vermissen dürfte, sind Bezüge zu den großen zeitgenössischen Kritikern, allen voran Thomas von Sutton, Petrus Aureoli und Wilhelm von

Ockham. In diesem Horizont, der den Scotismus innerhalb der philosophischen Konstellation in den Jahrzehnten nach dem Tode des Scotus situ-iert und sich Unterschiede der jeweiligen Problemstellungen und ihre Lösungen rekonstruieren lassen, kann, so scheint es, auch die philosophiegeschichtliche Bedeutung des Franciscus plastischer werden.

*Michael Weichenhan, Berlin*

Peter von Moos (Hg.), *Zwischen Babel und Pflingsten. Sprachdifferenzen und Gesprächsverständigung in der Vormoderne (8.–16. Jahrhundert)* (Gesellschaft und individuelle Kommunikation in der Vormoderne 1). Münster, Lit 2008, XVII, 765 S.

Es ist ein gewichtig daher kommender Band, der 33 Aufsätze einer Tagung des deutsch-französischen Arbeitskreises „Gesellschaft und individuelle Kommunikation in der Vormoderne“ enthält, samt einer Einleitung und einem Epilog des Herausgebers. Das inhaltliche Vorhaben mutet zunächst scheinbar einfach an, denn es geht um die Auseinandersetzung mit auch heute wohl bekannten, nahezu überall auftretenden Problemen von Sprachdifferenzen und Verständnisschwierigkeiten aller Arten, durch welche die mündliche Interaktion zwischen Anwesenden behindert oder unmöglich gemacht wird. Bereits in der Einleitung wird jedoch deutlich, wie komplex die Aufgabenstellung tatsächlich ist, schon weil – anders als heute – solche Verständigungsschwierigkeiten in mittelalterlichen Schriftquellen nur relativ selten expliziert oder gar problematisiert wurden. Auch deshalb bildet die Erforschung dieser Thematik noch immer ein Desiderat, die der vorliegende Band zu schließen versucht. Das gelingt ihm nicht zuletzt dadurch, dass er sich ganz unterschiedlichen Facetten widmet: Sowohl tatsächliche Sprachbarrieren, wie sie in Übersetzungsschwierigkeiten greifbar und etwa durch Dialekte, Alter, Bildung, Sozialisation, Stand und andere potentielle Hürden der Kommunikation verursacht werden, geraten in den Fokus der Beiträge, als auch Differenzen innerhalb ver-

tikaler Kommunikationsverhältnisse, etwa zwischen Prestigesprachen und untergeordneten Sprachen oder Sakral- und Profansprachen. Dabei wird das Vorhaben des Bandes insgesamt durch die Einbeziehung unterschiedlicher Wissenschaftsdisziplinen und nach einer eindrücklichen Problemskizze in der Einleitung angegangen. In ihr wird die ideen- (hier vornehmlich heils-)geschichtliche Basis mittelalterlichen Denkens über Sprache(n) paraphrasiert und werden mittelalterliche Positionen zwischen dem Verlust sprachlicher Kommunikation einerseits und deren Wiedererlangung andererseits, mithin „zwischen Babel und Pflingsten“, lokalisiert. Es würde den Umfang sprengen, an dieser Stelle auch nur ansatzweise auf die teilweise äußerst instruktiven Aufsätze einzugehen, deren Inhalt sich anhand der Resümees (45–64) nachvollziehen lässt. Zum Überblick genannt seien hier jedoch die sechs Kategorien, in welche die Beiträge unterteilt wurden. Teil I widmet sich der modernen „Theorie und Methodologie“ bei der Erforschung von Interaktionen in vergangenen Zeitabschnitten (Th. LUCKMANN, B. LAKS, A. HAHN, W. OESTERREICHER, M. GOULLET), Teil II richtet sein Augenmerk konkret auf den Umgang mit der Vielfalt der Sprachen im Mittelalter selbst, „Babel und Pflingsten: Aspekte des mittelalterlichen Sprachdenkens“ (I. ROSIER-CATACH, J. TRABANT, A. VÁRVARO, S. VECCHIO, R. FRIEDLEIN). In der III. Kategorie, „Latein und romanische Volkssprachen“, werden insbesondere die Ausdifferenzierungen sowie die Konkurrenzen der romanischen Sprachen untereinander behandelt (M. BANNIARD, P. KOCH, M. van UYTFANGHE, A. GRONDEUX, C. GIRAUD, J. BATANY, P. BOURGAIN), die IV. widmet sich dann, wenn man so will, einem der eigentlichen Kernthemen, den „Sprachdifferenzen und deren Überwindung“ vor allem in den Volkssprachen (M. RICHTER, S. LUSIGNAN, U. SCHAEFER, O. AUGÉ, K. P. JANKRIFT, Th. HAYE). Teil V handelt über ein weiteres Kernthema, „Sprachliche Probleme der Verkündigung (Predigt und Mission)“ (F. MORENZONI, C. CASAGRANDE, J. TOLAN, A. PROSPERI), der letzte, VI. Teil, über „Norm und Krise der verbalen Kommunikation“ (R. SCHNELL, R. LACH-



MANN, W. RÖCKE, D. RUHE, D. BOHLER, G. JARITZ) thematisiert hingegen normative Prämissen für die Beurteilung des Wertes einer Sprache und des Sprechens, mithin der Kommunikation insgesamt. Ein Register und eine umfangreiche Gesamtbibliographie runden diesen Band ab, der für zukünftige Forschungen zum Thema Kommunikation und Sprache bzw. Sprachschwierigkeiten im Mittelalter in zahlreichen Facetten Grundlegendes leistet.

*Volker Scior, Osnabrück*

Ulrich MÜLLER u. Werner WUNDERLICH (Hgg.), *Burgen, Länder, Orte (Mittelalter-Mythen 5)*. Konstanz, UVK 2008. 1023 S.

Wie man dem Vorwort entnehmen kann, ist dieser voluminöse Band der letzte in der Reihe der Mittelalter-Mythen. Wiederum haben sich viele WissenschaftlerInnen unterschiedlicher Disziplinen an der vorbildlichen Bearbeitung des Themas beteiligt. Es geht dabei einerseits um Orte, die durchaus real sind, aber durch Mystifikationen verklärt wurden, entweder noch im Mittelalter oder erst in der Neuzeit. Andererseits sind die Orte nicht in der Realität, sondern in Mythen, Sagen, Legenden oder anderen literarischen Formen wie Minnesang und Märchen zu finden. Dabei wird der Begriff „Ort“ oft sehr allgemein verwendet, dann wieder sehr speziell und um „Burgen“ und „Länder“ ergänzt.

Zu den realen Orten/Ländern zählen z. B. Aachen, Babylon, Byzanz, Indien, Jerusalem, Mekka, Orient, Rom und Santiago de Compostela, zu den mythischen Orten/Inseln z. B. Atlantis, Avalon, Antilia, Thule, Troja. Allgemein abgehandelt werden Berg, Burg, Gefängnis, Höhlen, Kloster, Mythos in Mauern, Städte im Mittelalter, Universitätsstädte, Wald/Wälder, Wüste. Aus dem Bereich der Religion und Literatur stammen z. B. Brunhilds Island, Fegefeuer, Fensalir, Garten Eden, Gralsburg, Himmliches Jerusalem, Hinter den Sieben Bergen, Hölle, Locus amoenus, Magnetberg, Minnegrotte, Mitgard, Usgard, Asgard, Mundus per-

versus, Niflheimr, Schlaraffenland, Untersberg, Utopia, Venusberg, Walhalla, Weltflüsse und der Weltenbaum. Eher in den Bereich der geschichtssträchtigen Orte kann man die Alhambra, Canossa, Chinas Große Mauer, den Hohenstaufen, das Katharinenkloster am Sinai, den Kyffhäuser, die Marienburg, den Mont Saint Michel, Worms und Xanten, Salerno und Montpellier, die Seidenstraße und die Wartburg einordnen. Die Fülle des subjektiv ausgewählten Materials (s. Einleitung) ist alphabetisch geordnet und jeder Beitrag mit einer Literaturliste versehen. Eine Auswahlbibliographie und ein enzyklopädisches Stichwörterverzeichnis in derselben alphabetischen Reihenfolge ergänzen den Band, der eine außerordentlich reichhaltige Fundgrube für die Mediävistik darstellt.

*Ulrich Knefelkamp, Frankfurt a. d. O.*

Mikołaj OLSZEWSKI (Hg.), *What is „theology“ in the Middle Ages? Religious cultures of Europe (11th–15th centuries) as reflected in their self-understanding (Archa Verbi, Subsidia 1)*. Münster, Aschendorff 2007. 733 S.

Die Internationale Gesellschaft für Theologische Mediävistik hat ihren ersten internationalen Kongress in Warschau 2004 in sinnvoller Weise der Frage nach der Eigenart der Theologie im Mittelalter gewidmet. Der Ertrag dieser Tagung liegt im ersten Sonderband „Subsidia“ zum Jahrbuch „Archa Verbi“ der Gesellschaft vor: 30 Abhandlungen in acht Gruppen, davon fünf in englischer und drei in französischer Sprache, ferner fünf kürzere Einleitungen und das Vorwort des Vorsitzenden der Gesellschaft P. R. BERNDT. Der Untertitel des Bandes gibt allerdings weder das Selbstverständnis der mittelalterlichen Theologie wieder noch einen inhaltlichen Grundzug der Beiträge.

Wie bei jedem themenbezogenen Sammelband dieser Art haben sich die einzelnen Autoren mehr oder weniger eng an das Leitthema gehalten. Ihre Ausführungen bewegen sich zwischen selten gebotenen weiter ausholenden Überblicken und der viel häufigeren spezialisierten Betrachtung einzelner Aspekte, Autoren

oder gar Werke. Der Herausgeber hat die thematisch weitgefächerten Beiträge in zwei Abteilungen zusammengefasst: Die erste enthält 14 Arbeiten zur Theologie im engeren Sinne in chronologischer Abfolge, wobei das 11. und 12., das 13. und das 14. und 15. Jh. entsprechend der traditionellen Einteilung in Früh-, Hoch- und Spätscholastik als Gliederungseinheiten dienen. Hier sind neben zentralen Themen wie dem Theologiebegriff, dem Theologieverständnis oder der theologischen Methode einzelner Autoren andere aufgenommen, die bestimmte Gesichtspunkte betreffen, wie die im Mittelalter häufig gestellte Frage, ob die Theologie eine praktische oder eine theoretische Wissenschaft sei, die Rolle der Heiligen Schrift im Denken eines Theologen oder die Bedeutung der aristotelischen Logik für die Behandlung eines theologischen Themas. In der zweiten Abteilung finden sich 16 Beiträge, die meist der theologischen Relevanz angrenzender Gebiete gewidmet sind: der Liturgiegeschichte, des Kanonischen Rechts, der geistlichen Literatur, Predigten und bildlichen Zeugnisse der Frömmigkeit. Unverständlich ist, weshalb drei Beiträge in einem Abschnitt ans Ende dieser Abteilung gestellt sind, von denen die beiden ersten über das Denken Peter Abaelards und Roger Bacon Begründung der Theologie eigentlich in die erste Abteilung gehörten, während der letzte, durchaus gehaltvolle Artikel über die prosopographische Forschung sich nur mit Mühe in den thematischen Rahmen einfügen lässt.

Eine Aufzählung aller Beiträge auf knappem Raum verbietet sich ebenso wie die Hervorhebung einzelner. Wie in einer solchen Aufsatzsammlung unvermeidlich, sind die Beiträge von ganz unterschiedlichem Zuschnitt und sachlichen Gewicht. Auffällig ist in vielen von ihnen eine sehr selektive Wahrnehmung der Sekundärliteratur. Im Ganzen hat der Band aber ein hohes Niveau; es handelt sich zumeist um Forschungen, die den bisherigen Kenntnisstand erweitern. Sie vertiefen das Verständnis vieler mittelalterlicher Schultheologen und einzelner außerhalb der Scholastik wirkender Denker, beleuchten Beziehungen zwischen der Universitätstheologie und anderen Disziplinen oder

Lebensbereichen, stellen auch einige nur handschriftlich überlieferte Werke vor und tragen so – trotz mancher auffälligen Lücken – an vielen Stellen zur Erhellung der mittelalterlichen Theologiegeschichte bei. Nicht recht einleuchten will übrigens der Gebrauch verschiedener Sprachen in den Überschriften: Weshalb müssen in einem Band, der weit überwiegend deutschsprachige Beiträge enthält, die Abschnitte englische und die Register lateinische Titel tragen?

*Ulrich Köpf, Tübingen*

Dictionnaire hébreu-latin-français de la bible hébraïque de l'Abbaye de Ramsey (XIIIe s.). Éd. sous la dir. de Judith OLSZOWY-SCHLANGER (Corpus Christianorum Continuatio Mediaevalis, Series in-4°; Lexica Latina medii aevi 4). Turnhout, Brepols 2008. CXXXVI, 289 S., Abb.

Ein sich hartnäckig haltendes Gerücht über die Hebräischkenntnisse mittelalterlicher Gelehrter ist, dass diese entweder kein Hebräisch konnten (was häufig zutrifft) oder aber frankiskanische Hebraisten waren. Letzteres beruht auf ungeprüften Vorurteilen, die Roger Bacon in die Welt gesetzt hat, und lässt sich auf vielfältige Weise falsifizieren, sei es durch den Nachweis, dass es insbesondere unter den spanischen Dominikanern zahlreiche Sprachkundige gab (z. B. Raimundus Martini), sei es, dass aus dem englischen Bereich viele Dokumente überliefert sind, die Hebräischkenntnisse jenseits der bekannten Linien belegen. Dazu gehört das hier in einer mustergültigen Edition nach einer aus dem dritten Viertel des 13. Jh. stammenden Handschrift (Longleat House [Wiltshire], MS 21) vorliegende dreisprachige Lexikon. Das Lexikon, das ein unbekannter Kompilator erstellt hat, enthält mehr als 3.600 hebräische Wörter (in aschkenasischer Quadratschrift), getrennt nach Verben und anderen Wörtern, mit einer Transkription in lateinische Buchstabenschrift, einer oder mehreren lateinischen Übersetzungsmöglichkeiten (mit häufigen Abgrenzungen gegen die Vulgata, dafür mit Übersetzungsvarianten ins-

besondere in Anlehnung an die hebräischen Kommentare des R. Shlomo Yitzhaqi (Rashi, ca. 1040–1105) samt Belegstellen aus dem Alten Testament; in einigen wenigen Fällen auch aus späterer Literatur sowie mit rund 1000 (mittel-)französischen (im anglo-normannischen Dialekt) und drei englischen Übersetzungsmöglichkeiten. Die Lemmata sind nach dem hebräischen Alphabet angeordnet und geben, abgesehen davon, dass in der Vorlage einige Blätter gefehlt zu haben scheinen, fast vollständig den Wortbestand der Hebräischen Bibel wieder. Die hebräische Konsonantenschrift ist im Manuskript mit einer vereinfachten Vokalisation versehen. Eine Besonderheit ist, dass die hebräischen Verben nach der Imperativform im Singular notiert sind und im Lateinischen ebenfalls im Imperativ erscheinen.

Die Edition ist begleitet von einer ausführlichen Einführung des Herausgeberteams (126 S.), in der neben der zu erwartenden Beschreibung des Manuskripts (es enthält neben dem Lexikon ps.-augustinische und medizinische Texte sowie einen hebräischen Psalter mit einer lateinischen Interlinearübersetzung und eine hebräisch-lateinische Grammatik; die Beschreibung ist sehr knapp gehalten, weil die Hauptherausgeberin sie in einem Katalog bereits beschrieben hat) sowie den Editionsprinzipien Untersuchungen zur Benediktinerabtei von Ramsey, aus der das Lexikon stammt, zur Herkunft und Geschichte des Manuskripts (u. a. benutzte es im 16. Jh. Robert Wakefield), zu den Sprachen des Lexikons, dem Aufbau und den hebräischen und lateinischen Quellen, sowie der Grammatik und der Lexikographie angestellt werden. Die Einführung wird mit einem Abbildungsteil beschlossen, in dem mehrere Manuskriptseiten (nicht nur des Lexikons) im Mehrfarbdruck wiedergegeben werden.

Die Edition ist in mehrerlei Hinsicht außerordentlich bedeutsam: Für die hebräische Philologie und die Masora-Forschung, weil sie einen Einblick in die Sprachform des Hebräischen im 13. Jh. gibt, für die Geschichte des christlich-jüdischen Miteinanders, weil sie ei-

nen Beleg für intensive Beziehungen zwischen Christen und Juden im 13. Jh. liefert, für die Bibelwissenschaften, weil sie einen Beleg für die kritische Rezeption der Vulgata-Übersetzung gibt, und für die Erforschung der christlichen Hebraistik, weil sie zeigt, dass es falsch ist, diese erst im ausgehenden 15. Jh. zu verorten.

Es wäre wünschenswert, wenn in absehbarer Zeit zumindest die Grammatik der Handschrift ebenfalls ediert würde.

*Görge K. Hasselhoff, Mülheim a. d. R.*

Steffen PATZOLD, *Episcopus. Wissen über Bischöfe im Frankenreich des späten 8. bis frühen 10. Jahrhunderts* (Mittelalter-Forschungen 25). Ostfildern, Thorbecke 2008. 659 S.

Die Bedeutung der Bischöfe im sog. ottonisch-salischen Reichskirchensystem steht außer Frage und ist seit langem ein beliebter Gegenstand der mediävistischen Forschung. Diese hat dabei deutlich gemacht, dass manche Rechte und Vorstellungen, die die Reichsbischöfe des 10. und 11. Jh. charakterisieren, an und auf diese bereits in karolingischer Zeit übertragen worden sind. Die vorliegende Hamburger Habilitationsschrift unternimmt es nun auf rund 550 Seiten Text, diesen Befund durch eine intensive Betrachtung der Vorstellung vom Bischof und ihrer Entwicklung hauptsächlich während des 9. Jh. zu untermauern, und greift dabei auf die von den Soziologen B. Barnes und M. Haugard beschriebene Kategorie des sozialen Wissens (das man auch als allgemeine Vorstellung bezeichnen könnte) zurück, entschied dieses Wissen doch mit über die Stellung und Macht innerhalb der Gesellschaft.

Ein einleitender Vergleich zwischen den Erwähnungen von Bischöfen in den Quellen der Zeit um 800 und um 900 macht dabei den Wandel deutlich: Kommen die Diözesanoberen zur Zeit Karls des Großen in der Regel allein im Dienst für den Herrscher vor, so erscheinen sie zu Beginn des 10. Jh. als selbstständig Handelnde, die gemeinsam mit dem König die Christenheit leiten. Dieses vor-

nehmlich anhand der Reichsannalen und der Chronik des Regino von Prüm gewonnene Ergebnis wird erhärtet durch die Analyse weiterer historiographischer Quellen sowie der Kapitularien, aber auch von Herrscherurkunden und Synodalakten, wobei sich zeigt, dass der Bedeutungsanstieg der Bischöfe nicht zuletzt auf der Rezeption der gelasianischen Zweigewaltenlehre beruhte, deren Spuren sich zu Beginn des 10. Jh. etwa in Diplomen Karls des Einfältigen, vor allem aber in den Akten der Synode von Trosly finden.

Dieses neue Verständnis entstand, natürlich nicht ohne Vorbereitung und nicht ohne Hebung der geistlichen Bildung im Zeichen der sog. Karolingischen Renaissance, aber offenbar doch recht schnell, während der zwanziger Jahre des 9. Jh. und findet sich erstmals deutlich in der *Ordinatio Ludwigs des Frommen* von 823/25, besonders aber und mit langer Nachwirkung in den Akten der Pariser Reformsynode von 829. In den Krisenjahren zwischen 830 und 843 verfestigte sich die neue Stellung der Bischöfe, was nicht zuletzt an den Inszenierungen bei Absetzung, Kirchenbuße und schließlich Rekonziliation Ludwigs des Frommen, aber auch in manchen schriftlichen Äußerungen (etwa in Schriften des Jonas von Orléans, in Konzilsakten, und natürlich in den ps.-isidorischen Dekretalen, aber auch in der Historiographie und Hagiographie) sichtbar wird.

In der zweiten Hälfte des 9. Jh. wirkte das neue Verständnis der bischöflichen Aufgabe selbstverständlich ebenfalls nach, und zwar nicht nur in Abschriften der entscheidenden Dokumente aus den zwanziger Jahren, sondern vor allem durch eine zunächst auf das nördliche Westfrankenreich und Lotharingen beschränkte, gegen Ende des Jh. aber auch das Ostfrankenreich erfassende Rezeption in normativen Texten, während der Widerhall in erzählenden Quellen – gattungsbedingt – unterschiedlich war. Die in diesen artikulierten Vorstellungen über die Bischöfe ergeben zwar kein grundsätzlich anderes Bischofsbild, verschaffen ihm aber einen größeren Facettenreichtum, da die spätkarolingische Annalistik, die nun entstehenden Bischofsgesta oder die Bischofsviten ei-

ne jeweils eigene Perspektive auf das bischöfliche Amt eröffnen. Das Bischofsbild des 9. Jh. ist also, wie zu erwarten war, keinesfalls eindimensional, sondern vielschichtig gewesen, und ihm eignete bereits ein wesentlicher Zug, der für die ottonisch-salische Zeit bedeutsam wurde.

Manche der in erschöpfender Breite vorgetragenen Beobachtungen der vorliegenden Studien sind zwar nicht völlig neu, aber sie werden nun in einen größeren Zusammenhang eingeordnet und zu einem geschlossenen Erklärungsmodell zusammengefügt. Manches hätte dabei im Sinne der Zentralthese sicherlich knapper ausgeführt werden können, doch lässt sich das gut lesbare, auf zahlreiche Aspekte eingehende Buch in vorliegender Gestalt und mit seinen ausführlichen Darlegungen auch als Nachschlagewerk für eine Reihe von Forschungsthemen zum 9. Jh. benutzen. In jedem Fall wird es der Leser mit Gewinn konsultieren.

*Franz-Reiner Erkens, Passau*

Andrea RAPP u. Michael EMBACH (Hgg.), *Rekonstruktion und Erschließung mittelalterlicher Bibliotheken. Neue Formen der Handschriftenpräsentation* (Beiträge zu den historischen Kulturwissenschaften 1). Berlin, Akademie Verlag 2008. X, 186 S., Abb.

In dem Tagungsband sind Vorträge eines Trierer Arbeitstreffens vom Frühjahr 2006 versammelt, in denen vornehmlich Projekte zur Handschriften- und Bibliotheksforschung skizziert und Zwischenergebnisse vorgestellt werden. Darunter sind die Beiträge von A. DEROLEZ, E. EFFERTZ, A. SORBELLO STAUB und F. FÜRBEITH allgemeineren Fragestellungen verpflichtet. DEROLEZ geht von der Geschichte der Handschriftenbeschreibung aus und betrachtet ihre Möglichkeiten in der heutigen Zeit zwischen dem herkömmlichen Handschriftenkatalog und einer Online-Präsentation. Während er Vorteile bei der Tradition ausmacht, wendet sich EFFERTZ den neuen Konzepten der Handschriftenererschließung zu, wie sie die Deutsche Forschungsgemeinschaft propagiert und fördert.

STAUB stellt die modernen Dienste der Bayerischen Staatsbibliothek vor, die diese innerhalb des deutschen Bibliotheksverbunds für die Geschichts- und Altertumswissenschaften bereithält; sie hebt vor allem auf die Vorteile des Internet-Zugangs ab. FÜRBEITHS Blick gilt den Sachordnungen mittelalterlicher und frühneuzeitlicher, vor allem spätmittelalterlicher Bibliotheksordnungen. Er möchte die sachliche Gliederung, die in alten Bibliotheksinventaren und -katalogen auf uns gekommen ist, dazu nutzen, mittelalterliche Organisation von Wissen, Interesse an, Umgang mit und Gebrauch von Wissen heutigem Verständnis zugänglich zu machen.

Den Schwerpunkt bilden die Klosterbibliotheken der Bischofsstadt Trier und ihrer Umgebung. S. DIEDERICH gliedert ihre Fragen an den Wissensraum Bibliothek, die an den Beispielen der Trierer Benediktinerabteien St. Maximin und St. Matthias exemplifiziert werden sollen, auf und ordnet sie den Problemkreisen Inhalte, Organisation und Transfer, darüber hinausweisend Bibliothek und Gesellschaft sowie Umgang mit anderen Kulturen zu. Rapp u. Embach stellen ein Projekt zur virtuellen Rekonstruktion der Bibliothek von St. Matthias vor. Zunächst lässt sich eine bewegte Bibliotheksgeschichte nachzeichnen, die vom Frühmittelalter bis zur Säkularisation um die Wende zum 19. Jh. reicht. Es gilt, die heute weit verstreuten Bestände virtuell zusammenzuführen und so neben anderen Aufgaben etwa die Funktion einer Schulbibliothek zu rekonstruieren. Die dazu erforderliche Digitalisierung soll zunächst ebenso exemplarisch durchgeführt werden wie die von den neuen Gesichtspunkten geleitete inhaltliche Beschreibung der Handschriften. Mit den Beständen der Eberhardsklausener Bibliothek bzw. deren baulicher Ausgestaltung befassen sich R. NOLDEN und M. BRÖSCH. Aus dem Nachbarland Luxemburg berichtet T. FALMAGNE von der Katalogisierung der Echternacher Handschriften, bei der vier Standorte unserer Tage berücksichtigt und so der alte Bibliotheksbestand zu einem großen Teil abgebildet werden soll. Aus dem Landeshaupt-

archiv Koblenz, das mit dem Bischofssitz Trier historisch eng verbunden ist, stellt E. OVERGAAUW Autographe des 15. Jh. vor. Die Beiträge von A. LEHNARDT und B. KRAMER berichten von einem Forschungsprojekt zu hebräischen und aramäischen Einbandfragmenten bzw. von der Digitalisierung der in Trier gesammelten Papyri. Damit ist ein sehr weiter Bogen gespannt, der mit seinem deutlich markierten Zentrum St. Matthias Konturen gewinnt. Versuche, den Wissensraum mittelalterliche Bibliothek zu rekonstruieren, haben noch keine lange Tradition, und so ist es nicht verwunderlich, dass Frageinteressen noch Gestalt gewinnen, Methoden noch entwickelt werden müssen; diese scheinen aber nicht nur in dem zentralen Beitrag von Rapp u. Embach auf. Der vorliegende Band weist der zukünftigen Forschung gangbare Wege, und sein Erscheinen kann der weiteren wissenschaftlichen Auseinandersetzung nur förderlich sein.

W. Günther Rohr, Koblenz

Susanne RAU u. Gerd SCHWERHOFF (Hgg.), *Topographien des Sakralen. Religion und Raumordnung in der Vormoderne*. Hamburg, Dölling u. Galitz 2008. 432 S., Abb.

Die Frage nach der Nutzung von Räumen, von Plätzen, Gasthäusern, Rathäusern und Kirchen durch unterschiedliche Gruppen der Gesellschaft als Kommunikationsräume hat in der Forschung der letzten Jahre einen hohen Stellenwert besessen. Anzuführen sind vor allem die Publikationen und Sammelbände von Gerd Schwerhoff, Susanne Rau und Martina Löw, Renate Dürr und Peter Burschel, Stephan Albrecht, Jörg Oberste und Gabriela Signori. Sogar Wikipedia besitzt inzwischen einen Artikel zum *spatial turn*. Susanne Rau und Gerd Schwerhoff haben jetzt einen weiteren gewichtigen Band vorgelegt, der sich mit Religion und Raumordnung in der Vormoderne befasst und der sich um eine vergleichende Analyse der Verhältnisse in Islam, Judentum und Christentum bemüht, wobei dabei die katholische wie auch die evangelische Seite zu Wort kommen.

Der Band beginnt mit zwei Einleitungsskizzen der Herausgeber, die in Form von Überblicksdarstellungen das Thema und den Forschungsstand skizzieren. RAU behandelt „Raum und Religion“ und erläutert, von den Kirchenschließungen der Gegenwart ausgehend, religionsübergreifend die Multifunktionalität von Kirchenräumen in der Geschichte. Dann referiert sie die umfangreichen Vorarbeiten zum *spatial turn* und entwickelt eine Raumtypologie, die neben der Multifunktionalität auch der Öffentlichkeit und der Zeitlichkeit Rechnung trägt. In diesen Kontext ordnet sie dann die einzelnen Beiträge des Bandes ein und erläutert dessen Architektur. Ein Ausblick auf die Moderne macht die Desakralisierung, Säkularisierung und Demonopolisierung der Kirche deutlich, an deren Stelle die Hochhäuser der Banken getreten seien, welche anstelle von Kirchtürmen bzw. Minaretten die Städte überragen.

SCHWERHOFF führt den provozierenden Begriff des „Sakralitätsmanagements“ ein und stellt zunächst grundsätzliche Überlegungen zum Verhältnis von „sakral“ und „profan“ in der Vormoderne an. Besonders hervorzuheben sind seine Ausführungen zum klassischen Modell einer christlichen Kirche im Mittelalter, ihre Fragmentierung und Binnendifferenzierung. Die Fußnoten machen deutlich, dass hier von Kirchen- und Kunsthistorikern wie auch von Liturgiewissenschaftlern schon beträchtliche Vorarbeiten geleistet wurden, noch bevor vom *spatial turn* überhaupt die Rede war. Als nächstes werden protestantische Gegenmodelle vorgeführt, aber auch der posttridentinische Katholizismus. Während man hier Ausführungen zum Judentum und zum Islam vermisst, schließen sich systematische Überlegungen zu den Varianten des Sakralitätsmanagements an, zur Rolle der profanen Dimension religiöser Räume, die anhand mehrerer Quellenbelege deutlich gemacht wird, ebenso die Rolle des Kirchenraumes als Resonanzboden gesellschaftlicher Repräsentation. Auch hier bilden Überlegungen zu den Veränderungen durch die Profanierung den Abschluss.

Leider bleiben – so das einseitige Urteil des Mediävisten – die durchaus lesenswerten Beiträge des Sammelbandes hinter den Einleitungen zurück. Einschlägig sind drei Aufsätze: Jacques ROSSIAUD behandelt die Fronleichnamprozession im spätmittelalterlichen Lyon, Karsten IGEL stellt Belege für Gewalt und Konflikte in Sakralräumen zusammen, und Stephanie RÜTHER geht der Frage nach, wo Arme und Waisen in Lübeck wohnten. Die großen, gut dokumentierten Topographien der Kathedral-, Kloster- und Stiftskirchen, bei denen sich die Lage der Grabdenkmäler wie auch die Standorte der den von Angehörigen verschiedener Gruppen gestifteten Altäre, der Verlauf der Prozessionen, die Wege der Pilger, die Zugänglichkeit von Chören und Kapitelsälen, die Kreuzgänge und Friedhöfe hätten analysieren lassen, bleiben unberücksichtigt. Dennoch ist der Band hier anzuzeigen, weil er ein methodisches Instrumentarium skizziert, das in einer Vielzahl konkreter Fallstudien Anwendung finden sollte, für die in den letzten Jahren die Grundlagen erarbeitet wurden.

Wolfgang Schmid, Trier

Helmut REIMITZ u. Bernhard ZELLER (Hgg.), *Vergangenheit und Vergegenwärtigung. Frühes Mittelalter und europäische Erinnerungskultur* (Österreichische Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse. Denkschriften 373; Forschungen zur Geschichte des Mittelalters 14). Wien, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 2009. 307 S., Abb.

Anders als der Titel vermuten lässt, geht es in diesem Band nicht um die Erinnerungskultur des frühen Mittelalters, sondern um den „Medievalism“ in Neuzeit und Gegenwart. In dieser Hinsicht aber enthält der auf eine Aktualisierung des – sonst eher vernachlässigten – frühen Mittelalters fokussierte Band zahlreiche interessante Beiträge (insgesamt sind es 16, die hier nicht alle benannt werden können). Neben der politischen Instrumentalisierung werden auch andere interessante Aspekte angesprochen, wird

im Hinblick auf die Geschichtswissenschaft beispielsweise die politische Indienstnahme von Urkunden mittels des Schweizer Quellensammlungsunternehmens verdeutlicht (D. SAXER) oder die Interpretation der gallischen Reichsbildung der Franken im Sinne eines französischen Nationalismus in der französischen Historie des 19. Jh. herausgearbeitet (A. GRACEFFA), während die Franken angesichts des Krieges von 1870/71 aktualisierend aber auch die Deutschen repräsentieren konnten (B. EFFROS). Dabei geht es nicht mehr allein um Wissenschaft, sondern auch um Kunst, Literatur und Ausstellungen. Eine Hinwendung zur Merowingerzeit zeigt sich, wie I. WOOD verdeutlicht, auch in der Ausmalung des Pariser Pantheons, wobei der Maler (Pierre Puvis de Chavannes) unter dem Einfluss Fustels de Coulanges eine galloromanische Kontinuität betont. S. ESDERS würdigt Wilhelm Sickel als einen Verfassungshistoriker, der (gegen Georg Waitz gerichtet) gängige Deutungsmuster bereits zukunftsweisend kritisiert, seine Position allerdings nicht zusammengefasst hat. J. SCHNEIDER porträtiert Hoffmann von Fallersleben als Sammler deutschen Liedgutes (‚Otfried‘, ‚Ludwigslied‘) und als Verkörperung des romantischen Ideals einer engen – politisch engagierten – Verbindung von Poesie und Wirklichkeit. Ein schönes Beispiel zwischen wissenschaftlicher und unwissenschaftlicher Deutung bildet auch die Rezeption der Buße Ludwigs des Frommen als „Drama“ (C. M. BOOKER).

Die restlichen Beiträge vermitteln jeweils exemplarisch eine politische Indienstnahme des frühen Mittelalters: im Gotizismus des Baltikums in der Frühen Neuzeit, vor dem Hintergrund eines Konflikts zwischen schwedischen und deutsch-baltischen Interessen (S. DONECKER), in der eher überraschenden Berufung auf Wenden und Vandalen im gelehrten schwedischen Diskurs als Ausdruck von Kolonisation und Akkulturation (S. DONECKER und R. STEINACHER) oder in der Konstruktion der Vlachen (Walchen) zur historischen Legitimierung der Moldauvölker (S. LAITSOS). Ähnliches leistet im 19. Jh. die Erhebung des karantänischen Fürstensteins zum Nationalsymbol der

sich auf die Herzöge von Kärnten berufenden Slowenen (P. ŠTIH), während die ‚Alten Sagen Böhmens‘ von Alois Jirásek dem tschechischen Nationalgefühl frühmittelalterliche Ursprünge vermittelten (P. RYCHTEROVÁ). Die Slowaken grenzten sich mit der Berufung auf Kyrill und Method und das Großmährische Reich dezidiert von Ungarn ab (J. ŠEDIVÝ), während die Betonung der slawischen Ursprünge die polnische Identität fördern sollte (P. URBAŃCZYK).

Dass der verdienstvolle Band nur einzelne Facetten beleuchten kann, versteht sich von selbst. Sie konzentrieren sich, den Wiener Projekten gemäß, auf die Identitätsfindung mittels des frühen Mittelalters und warten hier mit neuen Beobachtungen und Beispielen auf. Das macht den Band lesenswert.

*Hans-Werner Goetz, Hamburg*

Bernd ROLING, *Locutio angelica*. Die Diskussion der Engelsprache als Antizipation einer Sprechakttheorie in Mittelalter und früher Neuzeit (Studien und Texte zur Geistesgeschichte des Mittelalters 97). Leiden, Boston, Brill 2008. XII, 754 S.

Es lässt aufmerken, wenn sich ein in der Lateinischen Philologie des Mittelalters beheimateter Forscher mit einem Thema befasst, das traditionell eher von Philosophie- oder Theologiehistorikern bearbeitet wird. Ein solcher Gegenstand ist die „Sprache der Engel“ in der christlichen Glaubensreflexion von der Spätantike bis in die frühe Neuzeit, dem sich Bernd Roling in seiner umfangreichen Münsteraner Habilitationsschrift zuwendet.

An sprachtheoretische Überlegungen im Neuplatonismus anknüpfend, stellen sich die Kirchenväter, besonders Augustinus, erstmals dem Gedankenexperiment, wie sich wohl reine Intelligenzen miteinander verständigen können. Bis ins 12. Jh. hinein sind klare Antworten innerhalb der Theologie kaum erkennbar (31–62). Mit dem Beginn der Hochscholastik findet eine Fokussierung auf die Frage statt, ob angelische Kommunikation irgendeines zeichenhaften Bedeutungsträgers bedarf (63–78). Die bei Ale-

xander von Hales und Albertus Magnus vorbereitete Ablehnung eines *signum intelligibile* greift Thomas von Aquin († 1274) auf: Wenn ein Engel willentlich zeichenlose „innere Worte“ auf die Kundgabe an einen anderen Engel hin ausrichtet, spricht er zu ihm (79–88). Ein Konkurrenzmodell dazu hat der Augustinertheologe Aegidius Romanus († 1316) mit der These vorgelegt, dass zwischen Engeln nicht unmittelbar mentale Gehalte, sondern Zeichen ausgetauscht werden (102–124). Als dritter eigenständiger Erklärungsvorschlag darf der Entwurf des Johannes Duns Scotus († 1308) gelten (173–194). Er versteht das Sprechen des Engels als direkte Einprägung einer *species* und diskutiert ausführlich die Bedingungen solcher Kommunikation. Ein viertes Modell weist auf Wilhelm von Ockham († 1347) zurück (257–283), der „inneres Sprechens“ und „(Sich-)Mitteilen“ des Engels identifiziert. Spätere Nominalisten schließen sich ihm an. Über die Verfestigung der meist ordensgebundenen Schulpositionen seit dem 14. Jh. haben diese Theorieentwürfe Eingang in die Scholastik der frühen Neuzeit gefunden, die ihre mittelalterlichen Vorgaben immer neu durchdenkt. Die dabei entstehenden differenzierten Synthesen zeichnet Vf. im zweiten Hauptteil seiner Studie minutiös nach (297–677) und weist auf Einflüsse über die scholastischen Diskurse hinaus hin (Swedenborg, Leibniz). Besonderen Einfluss übt im 17. Jh. der Engeltraktat des Francisco Suárez SJ († 1617) aus, der bei prinzipiell scottischer Orientierung originelle Akzente setzt und sich gegen die Thomismus-Variante seines Ordensbruders Vázquez abhebt (347–388). Innerhalb des Jesuitenordens bleibt die Vielfalt der Positionierungen auffällig, in der auch die aegidianische Zeichentheorie interessante Transformationen erfährt (Arriaga, Bernaldo de Quirós).

Die Stärke der vorliegenden Arbeit besteht darin, dass sie in der mikroanalytischen Beschränkung auf ein Einzelproblem der Angelologie die kontinuierliche Debatte eines halben Jahrtausends scholastischer Spekulation äußerst vollständig zur Darstellung bringt. Mit sicherer Hand wird der Leser durch die verästelten

Schuldebatten geführt, wobei er von der breiten Quellenkenntnis profitieren darf, die Vf. nicht zuletzt auf dem Feld der oft vernachlässigten Barockscholastik besitzt. Die Referate sind meistens klar, an Textexzerpten in den Fußnoten jederzeit überprüfbar. Aus der Entscheidung zugunsten einer möglichst enzyklopädischen Darstellung und gegen einen exemplarischen Zugriff resultieren allerdings auch Grenzen der Studie. Wenn zahllose Autoren gesondert zur Sprache kommen, die wenige theoretische Grundmodelle oft nur in Details variieren, werden dauernde Wiederholungen unvermeidlich. Hinführende Charakterisierungen der einzelnen Denker und der herangezogenen Werke bleiben notwendig flüchtig. Vor allem lässt die Methode des Vf. kaum Platz für eine doxographische Kontextualisierung des Themas jenseits seines unmittelbaren Erörterungszusammenhangs. Wie sich die Thesen zur *locutio angelica* in das Gesamt der Engellehre eines Thomas, Aegidius, Scotus oder Suárez einfügen und welche Querbezüge sich von ihnen her in andere Gebiete der Philosophie und Theologie dieser Autoren hinein aufweisen ließen, sind Fragen, die Bernd Roling mit seiner aufwendigen Studie vorbereitet, aber selbst nicht mehr beantwortet hat.

Thomas Marschler, Augsburg

Melanie Rossi, Das Mittelalter in Romanen für Jugendliche. Historische Jugendliteratur und Identitätsbildung (Kinder- und Jugendkultur, -literatur und -medien. Theorie – Geschichte – Didaktik 64). Frankfurt a. M. u. a., Peter Lang 2010, 335 S., Abb.

Das Mittelalter als Projektionsfläche der Moderne hat allenthalben Konjunktur. Es gibt kaum ein Medium oder Genre, das sich des Mittelalters nicht auf irgendeine Weise bemächtigt hätte. Das reicht vom Spielzeug über den Mittelalter-Comic bis hin zu den neuen digitalen Medien. Hier geht es freilich nicht um das akademische, sondern um das populäre Mittelalter, wie es etwa in der zeitgenössischen Jugendkultur eine große Rolle spielt.



Dennoch gibt es bislang nur wenige genrespezifische Untersuchungen, die sich dem Thema der modernen Mittelalterrezeption auf differenzierte Weise widmen.

Melanie Rossi hat jetzt eine solche Untersuchung zur historischen Belletristik über das Mittelalter für Kinder und Jugendliche vorgelegt. Die interdisziplinär angelegte Arbeit greift damit ein Thema auf, das literatur- wie geschichtsdidaktisch von hohem Interesse ist, geht es doch u. a. um die Frage, ob Kinder und Jugendliche aus der Lektüre von Jugendbüchern zum Mittelalter historisch etwas lernen können. Wäre das der Fall, könnte dies dem schulischen Mittelalterunterricht durchaus eine neue Perspektive verleihen.

Die Münchener Dissertation zerfällt in fünf Teile, von denen die ersten beiden der methodisch-didaktischen Grundlegung dienen. Ausgehend von der Aktualität einer ehemals als „finster“ geltenden Epoche, wird im ersten Teil das Textcorpus vorgestellt, der Stand der historischen Kinder- und Jugendliteraturforschung referiert und schließlich die Problematik des Mittelalterbegriffs erörtert. Im zweiten Teil geht es sodann um die pädagogischen und psychologischen Grundlagen jugendlichen Leseverhaltens, wobei auch neuere geschichtsdidaktische Positionen ausführliche Berücksichtigung finden. Der dritte und vierte Teil bieten eine an zahlreichen Textbeispielen orientierte differenzierte Analyse des in der Jugendliteratur transportierten Mittelalterbildes. Das Buch schließt im fünften Teil mit einem Resümee. Am Ende stehen ein selbstkritischer „Ausblick“, ein Literaturverzeichnis sowie ein Register, das die untersuchten Autoren und Werke verzeichnet.

Dass Jugendbücher bei der Entwicklung von Identität für Jugendliche eine wichtige Rolle spielen, steht außer Frage. Strittig ist nur, ob und wie bei der Lektüre von historischer Jugendliteratur zugleich auch reflektiertes Geschichtsbewusstsein gefördert und entwickelt werden kann. Denn erst dann könnte man im Vollsinn von historischem Lernen sprechen.

War man bislang der Auffassung, dass die geschichtserzählende Jugendliteratur zwar his-

torisches Interesse wecken, aber keinen wesentlichen Beitrag zur Formung eines Geschichtsbildes leisten könne (39, 275, 277), wird diese Auffassung von der vorliegenden Arbeit revidiert. Sie zeigt, dass die Vorstellung der Leser von Geschichte durch jugendliterarische Texte mitgeprägt wird. Gleichwohl bestehe, wie die Vf. betont, die Gefahr einer Trivialisierung, Personalisierung und Enthistorisierung (39, 279). Nicht selten würden gegenwärtige Vorstellungen unreflektiert auf das Mittelalter projiziert (30).

Die Vf. knüpft die Integration von historischer Jugendliteratur in den Unterricht deshalb an bestimmte Bedingungen. Historische Romane seien immer durch ein „Nebeneinander aus Authentischem und Erfundenem“ (277) geprägt. Die jugendlichen Leser müssen deshalb, wenn sie Jugendliteratur zum Mittelalter lesen, Fiktion und Wirklichkeit unterscheiden können (43, 277, 290). Das können sie aber nur dann, wenn sie gelernt haben, wie Geschichte und Geschichten zustande kommen (Rekonstruktion durch Imagination). Die Kinder und Jugendlichen müssten daher die Möglichkeit haben, die Geschichten, die sie lesen, als intentional überformte Konstrukte zu erkennen (282). Insofern ist es einleuchtend, wenn die Vf. fordert, die historische Jugendliteratur, die häufig nur unbegleitet im privaten Raum gelesen wird, auch zum integralen Bestandteil des fächerübergreifenden Unterrichts zu machen (302–304). Nur dann sei gewährleistet, dass die weithin fiktiven Texte nicht so gelesen würden, dass „deren Begebenheiten irrtümlicherweise für vergangene Tatsachen gehalten werden“ (13). Ob dies im Hinblick auf Jugendliteratur zum Mittelalter tatsächlich zu einer verbesserten historischen Kenntnis über das Mittelalter führt, wäre dann etwa im Rahmen einer empirisch-statistischen Untersuchung von Schülervorstellungen zum Mittelalter zu eruieren.

*Thomas Martin Buck, Freiburg i. Br.*

André SCHNYDER u. Jean-Claude MÜHLETHALER (Hgg.), 550 Jahre deutsche Melusine – Coudrette und Thüring von Ringoltingen. Bei-

träge der wissenschaftlichen Tagung der Universitäten Bern und Lausanne vom August 2006 (TAUSCH 16). Bern u. a., Peter Lang 2008. 468 S., Abb.

Im Sammelband zur ‚Melusine‘-Tagung auf Schloss Münchenwiler von 2006 sind insgesamt 21 deutsche und französische Aufsätze zu den ‚Melusine‘-Bearbeitungen Coudrettes und Thürings von Ringoltingen vereinigt. Das Zusammenführen von Germanistik und Romanistik, von Kunst- und Musikwissenschaft sowie der Erzählforschung ergibt eine beachtliche Fülle von Aspekten, die von den Manuskripten und den darin inserierten Illustrationen bis hin zu karnevalesken Zügen oder Melusines japanischen Schwestern reichen. Häufig tritt neben Coudrette und Thüring von Ringoltingen auch Jean d'Arras mit seinem Prosawerk in den Blick.

Die unterschiedlichen Schreib- und Drucktraditionen werden unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet: Es lassen sich deutliche Unterschiede beim Beschreibstoff und bei Einzel- vs. Sammelhandschriften zwischen der deutschen und der französischen Überlieferung ausmachen (BACKES). Die deutschen Texte weisen mehr Bilder auf als ihre französischen Pendanten; die zusätzlichen Illustrationen betonen das Ritterwesen (VÖHRINGER). Dennoch gibt es eine gemeinsame Geschichte der deutschen und französischen Bildserien, die einen Einfluss Thürings auf Jean d'Arras in der Überlieferungstradition erweist (HARFLANCNER). WETZEL untersucht den Nutzen der ‚Melusine‘-Geschichten aller drei Autoren mit Blick auf ihre jeweiligen Adressaten; für die weitere Rezeption sei beachtenswert, dass Thürings Roman vornehmlich in Sammelhandschriften mit pragmatischer Orientierung überliefert sei. BOCK beschäftigt sich mit der Gliederung von Thürings Text durch Absätze, Überschriften und Bilder und zeichnet die Entwicklung von der frühen Überlieferung bis zur Aufnahme in Feyerabends ‚Buch der Liebe‘ nach. ROMAGNOLI betrachtet Coudrettes Verschriftlichung im Verhältnis zu den Forderungen seiner adligen Auftraggeber.

Dem Verhältnis Thürings zu seiner Quelle widmet sich BUSCHINGER, die den Chronik-Charakter und die religiöse Färbung verstärkt sieht; Goffrey werde vom Ritter Coudrettes mit persönlichen Zielen zum Werkzeug Gottes bei Thüring. HAGBY vergleicht die drei Autoren in ihren expliziten Mitteln, die Aufnahme des Inhalts durch die Leser zu steuern. WOLFZETTEL betrachtet die Kriterien für Prosa bzw. Verse, die Jean d'Arras und Coudrette zu unterschiedlichen Entscheidungen geführt haben; Coudrette rücke Melusine aus dem Erzählzentrum. DRITTENBASS widmet sich dämonischen und diabolischen Zügen in der ‚Melusine‘ vor dem Hintergrund der zeitgenössischen Diskussion; trotz solcher Elemente erfahre Melusine bei Thüring eine durchweg positive Beurteilung.

VICENSINI geht bei seinen Überlegungen von Aristoteles als Autorität der drei Prologe aus. Prinzipiell stimmten alle Textzeugen in der Überlieferung der beiden französischen Prologe überein, Thürings Prolog schließe sich an den Coudrettes an; einzig eine Arras-Handschrift weiche in der Prolog-Überlieferung deutlich von den neun anderen ab. Von den Aussagen des Aristoteles ausgehend, deutet er dann die drei unterschiedlichen Ausprägungen der ‚Melusine‘-Geschichte. Schnyder greift den Aspekt der Boten und Botschaften als Überwinder von Distanzen und Trennungen auf und untersucht ihre Funktion in Thürings Roman; auffällig sei das Fehlen von Liebesboten.

GAULLIER-BOUGASSAS stellt Melusines Mutter Présine in den Vordergrund, die ohne Aufschub und Entschuldigung verurteilte; ihre Begegnung mit dem Gatten Hélinas unterscheide sich grundlegend von der Mélusines und Raymonds. Jean d'Arras beginne mit Mélusines Eltern, während Coudrette sie ans Ende dränge und Présine nicht persönlich in Erscheinung treten lasse. ROUBAUD wendet sich verschiedenen Aspekten des Todes bei Coudrette zu, insbesondere den Folgen von Fromonts und Horribles Ableben; Fromont sei Fremdkörper in der eigenen Familie gewesen, Horrible trete als Anti-Melusine in Erscheinung.

WAHLEN/MÜHLETHALER beschäftigen sich mit arthurischen und christlich-biblischen Moti-

ven; Geoffroy trete selbst als Artusritter auf, stehe aber auch in Konkurrenz zur Artuswelt. MINET-MAHY spürt Etymologien und mythologischen Wurzeln zum ‚Melusine‘-Stoff nach und hebt die Bedeutung von Wochentagen und Jahreszeiten hervor. HOERNEL stellt humanistische Reflexionen über Melusine als Mythos vor und zeigt ihre Präsenz in der französischen Literatur der Renaissance. STANGE referiert die produktive Rezeption des ‚Melusine‘-Stoffs durch Paul Heyse im 19. Jh.

PETZOLDTS Augenmerk gilt allgemein dem Motiv der gestörten Mahrnehe in Märchen, Volkserzählungen und höfischen Epen, und SHIMIZU zieht mit Geschichten aus Japan Parallelen zu einem anderen Kulturkreis. Schließlich führt DIEHR die musikalische Bearbeitung des ‚Melusine‘-Stoffs in der Romantik vor. Die Verschmelzung von Melusine mit Undine ist in der Zeit vorgegeben, und so kommt das Wasser ins Spiel, dessen Auf und Ab sich musikalisch leicht darstellen lasse.

Damit ist ein bunter Strauß unterschiedlichster Herangehensweisen zusammengestellt, der der Gefahr des Zerfließens durch den beständigen Rückbezug auf die drei ‚Melusine‘-Romane des späten Mittelalters entgeht. Aspekte, die die produktive Rezeption des ‚Melusine‘-Stoffs in verschiedenen Bereichen erst sichtbar macht, sind hier zu einem anregenden Spektrum zusammengestellt, für das den Herausgebern Dank und Anerkennung gebührt.

*W. Günther Rohr, Koblenz*

Knut SCHULZ, *Handwerk, Zünfte und Gewerbe. Mittelalter und Renaissance. Darmstadt, WBG 2010. 304 S., Abb.*

Der Vf., ausgewiesen durch Publikationen zur mittelalterlichen Städte- und Handwerksgeschichte, beabsichtigt mit diesem Buch „eine Erfassung und kritische Zusammenschau wesentlicher Forschungsergebnisse“ (12). Er konzentriert sich auf den deutschen Sprachraum vom 10. bis zum Beginn des 17. Jh. Bezogen auf die drei im Titel genannten Begriffe richtet sich sein Blick weniger auf die Zünfte, sondern

stärker auf das Handwerk als dem „entscheidenden Warenproduzenten und Anbieter von Dienstleistungen“ (13). Nach dem einleitenden ersten Kapitel ist das Buch in fünf weitere große Abschnitte unterteilt. Kap. II., überschrieben „Vom Handwerk zur Zunft“, gibt einen Überblick über frühmittelalterliche Grundlagen, stellt Beispiele aus Gent, Worms, Straßburg, Basel und Köln vor, arbeitet dann die Entstehung der Zünfte im 12./13. Jh. heraus, um abschließend strukturelle Zusammenhänge zwischen Beruf und städtischer Topographie herzustellen. Die Entstehung der Zünfte, ein Thema, das ganze Historikergenerationen beschäftigte, wird vom Vf. als Prozess des stufenweise erfolgten Übergangs zur freien geschworenen Einung erklärt. Kap. III stellt einzelne technische Innovationen (z. B. Pflüge, Mühlen), den Autor Theophilus Presbyter sowie den Architekten Villard Honnecourt und den mittelalterlichen Baubetrieb vor. Kap. IV schneidet zunächst Grundelemente der mittelalterlichen Wirtschaftsordnung an und stellt dann Textillandschaften, das Nürnberger Metallgewerbe und Handwerk im Hanseraum vor. In Kap. V werden Elemente des Wandels seit dem Spätmittelalter erfaßt: die Entwicklung von Preisen und Löhnen, die Konkurrenten der städtischen Handwerker in Vorstädten und auf dem Land. Neue Stadttypen wie die Residenz- und Bergstädte kamen hinzu. Auch die Handwerksgesellen und ihre Organisationen fallen in dieses Kapitel, ebenso die kulturellen Aspekte des Handwerks (Meistergesang, Fastnacht). Das Schlusskapitel schreibt die Entwicklungen bis zum Ende des Alten Reichs fort. Der Band benennt in Auswahl handwerks- und gewerbegegeschichtliche Literatur.

Der Rezensent fragt sich, wer das Zielpublikum des Bandes sein soll. Der Vf. bringt Ergebnisse der handwerksgeschichtlichen Forschung der letzten 40 Jahre einem Publikum nahe, ohne wissenschaftlich zu sehr in die Tiefe zu gehen. Dazu sind die einzelnen Kapitel in sich zu heterogen. Ein Grundproblem ist die in sich nicht stimmige Definition des Gegenstandes. Was unterscheidet Handwerk und Gewerbe? Diese Frage wird einleitend nicht geklärt, und so taucht unter Technikgeschichte

unerwartet ein Abschnitt über den Bergbau auf. Die Kunstgeschichte für die Handwerks-geschichte nutzbar zu machen, ist eine dankbare Aufgabe; jedoch bleibt dieser Ansatz in Kap. V ein Fremdkörper. Auch wird die Auswahl der Städte nicht begründet. Vermutlich waren Großstädte besser erschlossen als Klein- und Mittelstädte, die in diesem Band trotz ihrer quantitativen Bedeutung unterrepräsentiert sind. Den Band zeichnet seine Lesefreundlichkeit aus. Er informiert in den einzelnen Abschnitten zuverlässig über Resultate der Forschung. Erfreulich ist auch der weite Horizont vom Frühmittelalter bis in das 18. Jh. Wahrscheinlich liegt darin aber das Problem, denn für die Behandlung solch langer Zeiträume wäre ein stärker herausgearbeiteter roter Faden wünschenswert gewesen.

*Wilfried Reininghaus, Senden*

Karl-Heinz SPIESS, Fürsten und Höfe im Mittelalter. Darmstadt, Primus 2008. 144 S., Abb.

Die überblicksartige Bestandsaufnahme zur Entstehung und Entwicklung mittelalterlicher Fürstenhöfe kommt der schon länger im Raum stehenden Forderung nach, die zuletzt in diesem intensiv bearbeiteten Forschungsfeld erzielten Erkenntnisse einzuordnen und zusammenzufassen, wobei der Fokus der anregenden und souverän präsentierten Darstellung vor allem auf die kulturwissenschaftlichen Zusammenhänge gerichtet ist.

Die ersten beiden Kapitel sind vergleichsweise knapp gehalten und haben einführenden Charakter. Sie nehmen die Entstehung und die Zusammensetzung des Reichsfürstenstandes in den Blick (9–16) und thematisieren anschließend die Fürstenhöfe, ihre Entwicklung und nicht zuletzt die sich dort vollziehende Ausformung einer eigenständigen höfischen Kultur (17–24). Im dritten Kapitel stehen der Fürst und seine Familie im Zentrum der Betrachtung (25–58), in der es um die fürstliche Familienordnung geht, um Erziehung und Bildung, fürstliche Ehe- und Heiratspolitik sowie die damit verbundenen materiellen und wirt-

schaftlichen Aspekte, wie Mitgift und Witwenversorgung, und schließlich ganz allgemein um den Stellenwert von Familien- und Verwandtschaftsbeziehungen für den (spät-)mittelalterlichen Adel. Das hier entfaltete reiche Quellenmaterial stellt nicht nur eine Fundgrube für den Fachhistoriker dar, sondern verleiht der Darstellung auch eine sehr lebendige Note, welche das Lesen zu einem Vergnügen macht. Die zahlreichen qualitativollen Abbildungen, die zumeist ausführlich kommentiert und unmittelbar auf den Text bezogen sind, vermitteln ein hohes Maß an Anschaulichkeit. Auch das vierte Kapitel ist sehr quellennah gestaltet. Indem es sich dem Hof als sozialem Lebensraum widmet (59–78), berührt es die Frage nach seinen Funktionen, seiner Zusammensetzung wie seiner Versorgung und entwirft ein detailreiches Bild vom Alltag am fürstlichen Hof des späten Mittelalters. Der folgende Abschnitt über die Formen höfischer Repräsentation (79–118) knüpft unmittelbar hieran. Dabei wird mit dem Schatz zunächst die wirtschaftliche Grundlage fürstlicher Repräsentation in den Blick genommen, während anschließend mit den Fürstenhochzeiten (89) sowie mit Begräbnis und liturgischer Memoria (103) zwei der wohl bedeutendsten Repräsentationsanlässe vorgestellt werden. Den Abschluss bildet ein sechstes Kapitel mit vergleichenden Betrachtungen (119–134) zu den geistlichen Reichsfürsten, dem Königshof sowie Höfen in den Nachbarländern England, Frankreich, Burgund und Italien, das freilich sehr im Allgemeinen bleibt und den angesprochenen Aspekten in seiner stark verkürzenden Darstellung nicht gerecht wird. Dies spiegelt jedoch in erster Linie eine Forschungslage, die gerade in diesem Bereich noch deutliche Lücken aufweist. Gerade vor diesem Hintergrund ist es unschön, dass auf Fußnoten verzichtet wurde, allerdings verfügt der Band über ein recht ausführliches Literaturverzeichnis und ein Register.

Es ist Karl-Heinz Spieß als Verdienst anzurechnen, dass er – trotz des angesichts der Materialfülle zwangsläufig exemplarischen Zugriffs und des Überblickscharakters seiner Darstellung – offene Forschungsfragen und unter-

schiedliche Meinungen nicht übergeht oder ein ebnet, sondern stets nachvollziehbar offenlegt und so eine differenzierte, ebenso quellen- wie forschungsnahe Abhandlung bietet, deren Lektüre nur empfohlen werden kann.

*Stefanie Dick, Kassel*

Stefan WEINFURTER, *Das Reich im Mittelalter. Kleine Deutsche Geschichte von 500 bis 1500.* München, C. H. Beck 2008. 320 S., Abb.

Entstehung und Ausprägung des Reichs im Mittelalter bilden das Thema des vorliegenden Buches auf ca. 300 Seiten. Das ist wenig Platz für so viel Geschichte. Der Autor hat sein Werk in fünf Kapitel und Schlussgedanken eingeteilt. Es beginnt mit den Franken, die allmählich in das linksrheinische Gebiet der Römer eindringen und ein Reich gründeten. Nach der Beschreibung des Alltags der Menschen und des kulturellen Lebens werden Karl der Große und seine Erben ausführlicher dargestellt. Im nächsten Kapitel wird auf die Entfaltung des römischen Kaisertums durch die Ottonen eingegangen. Auch hier widmet sich ein Teil den Lebensordnungen in der Zeit. Im dritten Kapitel wird die Neuformierung von Kaisertum, Königtum und Reich zum Thema, wobei Canossa und dessen Auswirkungen z. B. für das Wahlkönigtum und die bessere Stellung der Fürsten im

Mittelpunkt stehen. Auch die Frage, ob man um 1100 schon von einem „deutschen“ Reich sprechen kann, wird aufgegriffen. Im vierten Kapitel liegt der Focus auf dem Heiligen Reich, das unter Barbarossa u. a. mit der Heiligsprechung Karls des Großen 1165 konzipiert wurde. Der Beginn einer „neuen Welt“ um 1200 wird in den unterschiedlichen Lebensbereichen beschrieben. Am Ende des Kapitels stehen die Loslösung des Kaisers vom Reich und die Ausprägung der Fürstenmacht.

Im fünften Kapitel wird die langwierige Entwicklung zur Deutschen Nation über das berühmte Reichsgesetz zur Königswahl, die Goldene Bulle, dargelegt. Die Regierungszeit Karls IV. wird herausgegriffen, um die Lebenswelten zu erfassen, wie die Stadtkultur, Universitäten, Pest und Judenverfolgungen, Zünfte und Handel, Ausbau der Territorialherrschaft. Die Reformen in Kirche und Reich bilden den Abschluss. In den Schlussgedanken betont der Autor die Rolle der deutschen Humanisten bei der Herausbildung einer deutschen Identität. Karten, Stammtafeln und Literaturangaben bilden den Abschluss.

Insgesamt bietet das handliche Buch einen guten Überblick über die Geschichte des Reiches bis 1500, aufgelockert und ergänzt wird die politische Geschichte durch Einblicke in die Lebenswelten der jeweiligen historischen Phasen.

*Ulrich Knefelkamp, Frankfurt a. d. O.*